Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Juli 1875.

Die Mission von Ceylon.

Vor einiger Zeit führten wir unsern Lesern mehrere Bilder aus Ceylon vor; heute soll die Missionsgeschichte der Insel in gedrängter Übersicht ihr Interesse in Anspruch nehmen. Ceylon wird von den Dichtern der indischen Götterfabeln mit den glühendsten Farben und den glänzendsten Lobsprüchen geschildert, es ist die köstlichste Perle des indischen Oceans, ein irdisches Paradies, eine schöne Thräne, welche aus den Augen des weinenden Indus gefallen ist — und wie der orientalische Dichter für die reizende Insel schwärmt, so ist sie auch, freilich aus andern Gründen, gar beliebt bei dem berechnenden Kaufmann. Denn wenn sich auch dieser gegen die prunkenden Schilderungen der Dichtkunst kühl und abwehrend verhält, so zollt er doch dem so kostbaren Zimmet und dem herrlichen Kaffee von Ceylon, der jenem von Mokka fast nicht nachsteht, seinen ungetheilten Beifall. Kann nun auch der Christ, der Missionär, beim Namen Ceylon Trost und Freude empfinden? Wird auf Ceylon die Pracht und der Reichthum der Natur durch den milden Schein der Gnade und den Glanz der christlichen Tugenden erhöht und verklärt? Auf diese Frage soll uns die Missionsgeschichte und ein Überblick der heutigen Missionszustände von Ceylon die Antwort geben.

Obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß bereits in früher Zeit von der Küste von Coromandel und Malabar aus durch die sogenannten Thomaschristen die Kenntniß des Glaubens nach Ceylon gebracht wurde, so sind wir doch wegen Mangel an sicheren Nachrichten außer Stande, die Geschichte Ceylons früher als mit dem heiligen Franz Xaver zu beginnen. An den Namen dieses großen Apostels von Indien knüpft sich auch für Ceylon der geschichtlich nachweisbare Anfang des Christenthums. Ganz nahe an der Nordwestküste Ceylons liegt die kleine Insel Manaar. Der Ruf der erstaunlichen Wunder, die Franz an der Südküste Indiens wirkte, drang zu den Bewohnern des Eilandes und sie ließen den Mann Gottes einladen, auch ihnen die Botschaft des Heiles zu bringen. Der heilige Franz schickte ihnen 1544 an seiner Statt zwei Missionäre, die auf dem wohlvorbereiteten Boden auch reiche Früchte des Glaubens erzielten. Von Manaar aus gewann das Christenthum bald Eingang auf Ceylon und Dschaffna, und sogar am königlichen Hofe zu Dschaffnapatam und in der königlichen Familie zählte man eifrige Christen. Auch hier schmückte die kaum entstehende Kirche der Purpur des Martyriums. Der König von Dschaffnapatam ließ eine Anzahl (6—700) der Neubekehrten hinrichten [1] und schonte selbst seines ältesten Sohnes nicht, der auf die Glaubenspredigt hin Christ geworden war. Kaum hörte aber der heilige Franz von den blutigen Bedrängnissen der jungen Christengemeinden in Manaar und Ceylon, als er zur Unterstützung der geprüften Heerde herbeieilte und ihren Muth neu belebte; er begab sich an den königlichen Hof, und seinem beredten Worte gelang es, den König zu überzeugen, daß die Lehre des Christenthums der Unterthanen-

[1] Die Überlieferung bezeichnet den Friedhof von Manaar als die Stätte des Martyriums dieser Erstlingsblutzeugen der ceylonesischen Kirche. Unsere Abbildung gibt dessen heutiges Aussehen.

treue seines Volkes nicht in den Weg trete. Einige Zeit nachher schloß der Fürst obendrein noch ein Bündniß mit den Portugiesen, die sich bereits in der Stadt Colombo auf Ceylon niedergelassen hatten, und die Folge dieses Vertrages war, daß die junge Kirche von Ceylon in Friede und Sicherheit sich entwickeln konnte.

Im Beginn des 17. Jahrhunderts bemächtigten sich die Portugiesen des Königreiches von Dschaffna, so daß hier und in den Küstenländern Ceylons, die gleichfalls der portugiesischen Herrschaft unterstanden, die Ausbreitung des Christenthums auf keine Hindernisse stieß. Im Gebiete von Dschaffna zählte man 34 Pfarreien; in der Stadt selbst waren die Mitglieder dreier Orden, Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten, thätig, von denen die letztern ein ansehnliches Colleg leiteten. Auch in das Innere der Insel drang das Christenthum mehr und mehr und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die ganze Bevölkerung von Ceylon längst die Wohlthaten des Glaubens empfangen, wäre nicht bereits 1658 ein Ereigniß eingetreten, das auf einmal alle Errungenschaften in Frage stellte und die Bekenner des katholischen Glaubens der Grausamkeit und Hinterlist ihrer wüthendsten Gegner preisgab. Die aufblühende Seemacht der Holländer trat in einen erfolgreichen Wettkampf mit Portugal, die reichen Schätze Indiens und der indischen Inseln reizte die Eroberungluft und Gewinnsucht, und der Haß gegen die katholische Kirche that das Übrige: als im Jahre 1658 das Fort von Dschaffna sich den Holländern ergab, war das Schicksal der katholischen Singhalesen im Voraus zu bestimmen. Der finstere Geist Calvins hatte die sonst als gemüthlich bekannten Holländer zu blutdürstigen und berechnend grausamen Tyrannen umgeschaffen. Die kanarischen Inseln mit ihrer jugendlichen Heldenschaar von 40 Märtyrern (die seligen Ignatius von Azevedo und 39 Novizen der Gesellschaft Jesu), die Martyrer von Gorkum liefern Beweise für die Grausamkeit der Calviner, und diesen Belegen reiht sich auch Ceylon an.

Wie die Calvinisten in Holland die Katholiken aus den Kirchen vertrieben, die Mönche fortjagten, die Kirchengüter einzogen, und wie der Prinz von Oranien daselbst die Übung des katholischen Gottesdienstes untersagte, genau so oder noch ärger wütheten die Holländer auf der eroberten Insel. Einen Maßstab hiefür bietet der Erlaß vom 19. September 1658. Dieses „Plakaat“ verbietet unter Todesstrafe die Aufnahme oder Beherbergung katholischer Priester; derselben Strafe verfällt, wer sie sonst auf irgend eine Weise zu unterstützen wagt. Die von den Katholiken erbauten Kirchen wurden theils zerstört, theils in protestantische Bethäuser verwandelt. Mit Gewalt wurden Heiden, wie Katholiken in den protestantischen Gottesdienst getrieben; die Bajonnette brachen den neuen Glaubensboten und der Religion des Staates Bahn — man rühmte sich, in der einen Provinz von Dschaffna 141,400 „Bekehrungen“ gemacht zu haben. Trotz dieser Zahl blieben aber die Bethäuser leer, falls der Zwang sie nicht füllte, und obgleich eine große Menge lauer Katholiken aus Furcht oder zeitlichen Rücksichten sich äußerlich dem staatlichen Religionsgesetze fügte, so fehlte es doch auch nicht an Beispielen heldenmüthigen Opfergeistes, der lieber Alles hingeben und verlieren als das Gewissen durch zweideutige Haltung beschweren wollte. Die treu gebliebenen Katholiken waren lange Zeit fast ohne alle geistliche Hilfe; viele flüchteten sich in Einöden und Wälder, besonders in die von Wanni, wo sie das Heiligthum von Maddu nebst einer Wallfahrt zu Unserer lieben Frau vom Rosenkranze begründeten. Endlich kam 1690 der Oratorianer P. Joseph Vaz von Goa nach Dschaffna und setzte sich mit ihnen in Verbindung. Als Bettler verkleidet durchwanderte er die Insel, suchte die Katholiken auf, spendete ihnen die heiligen Sacramente, nicht achtend der Todesgefahr, der er im Falle der Entdeckung unrettbar ausgesetzt war, und der er oft nur durch das Dunkel der Nacht entging. Seine Anstrengungen wurden vom reichsten Segen gekrönt. Auf diese erfreuliche Nachricht hin sandte der Obere der Oratorianer noch 10 Priester auf die Insel und der Bischof von Cotschin ernannte den P. Vaz zu seinem Generalvikar für ganz Ceylon. So wurde P. Vaz der zweite Apostel Ceylons, der Wiederhersteller des Katholicismus daselbst, und die Priester des Oratoriums des hl. Philipp von Neri haben das große Verdienst, unter den Drangsalen der fortdauernden Verfolgungen von Seiten der holländischen Machthaber mit ebensoviel Muth und Ausdauer als Geschicklichkeit und Eifer die heilige Sache der katholischen Religion befördert zu haben. Sechs Jahre nach dem Tode des P. Vaz, im Jahre 1717, belief sich die Zahl der glaubenseifrigen Katholiken der Insel auf 70,000. Aber wie hart war ihre Lage? Ein Gesetz vom 11. Juni 1715 verbot alle religiösen Versammlungen der Katholiken und untersagte den katholischen Priestern sogar die Ausspendung der Taufe. Die Väter wurden geheißen, ihre Neugeborenen von den protestantischen „Dienern am Wort“ taufen zu lassen, ihre Kinder in deren Schulen und Kirchen zu schicken, und so lange die Herrschaft Hollands auf Ceylon lastete, dauerte diese Unterdrückung der katholischen Kirche. Das Messelesen war unter strenger Strafe verboten (so nach einem Gesetz von 1751), — die Ehen der Katholiken sollten vor dem reformirten Geistlichen oder dem Standesbeamten abgeschlossen werden, wie ein Gesetz von 1776 bestimmte, und 1785 erschien neuerdings eine Verordnung, die alle katholischen Schulen schloß, denn „lieber gar keine Schulen, als katholische“ war auch damals ein Regierungsgrundsatz, wie er es schon zu Zeiten Julians des Abtrünnigen gewesen. Erst gegen Ende der holländischen Herrschaft wurde den Katholiken, aber immer noch unter lästigen Einschränkungen, die Abhaltung ihres Gottesdienstes zugestanden; eine etwas freiere Bewegung wurde ihnen ermöglicht, als Ceylon 1796 an die Engländer kam, aber erst am 27. Mai 1806 wurden alle Strafgesetze gegen die Katholiken aufgehoben und die freie Übung ihrer Religion ihnen bewilligt. Als so der Hochdruck auf die Religion von Seiten der Regierung aufhörte, da schmolz die Schaar der angeblich zum Protestantismus „Bekehrten“ rasch zusammen. Die aus dem Heidenthum Gewonnenen kehrten massenweise offen zu ihm zurück; insgeheim waren sie dem heidnischen Aberglauben meistens ohnehin treu geblieben. Wie hätte es auch anders sein sollen? Die Anforderungen der reformirten Missionäre an ihre Neubekehrten waren äußerst bescheiden gewesen; wer die 10 Gebote, das Vaterunser und ein Morgen-, Abend- und Tischgebet hersagen konnte, der war „bekehrt“ und hatte als solcher Anspruch auf Anstellung und Geldunterstützung. Was Wunder, wenn ein solches Scheinchristenthum zum Deckmantel heidnischen Aberglaubens diente und bei der ersten Gelegenheit sich in sein Nichts auflöste? Dazu kam, daß mit der holländischen Herrschaft auch die holländischen Geistlichen theils verschwanden, theils von den Engländern aus politischen Gründen entfernt wurden, während die englische Regierung sich anfangs wenig um die Aufrechthaltung des Protestantismus

auf Ceylon kümmerte. Später nahmen dann englische und amerikanische Missionsgesellschaften das Bekehrungswerk wieder in die Hände — mit welchem Erfolge, das möge uns Msgr. Bettachini, apostolischer Vikar von Dschaffna, aus eigener Anschauung mittheilen. Er schreibt in einem Briefe vom 8. December 1852:

„Die „Diener am Wort“ verfügen über die bedeutendsten Hilfsmittel, aber sie bringen nichts zuwege. Wollen Sie z. B. die Mittel kennen lernen, welche die amerikanischen Prediger anwenden, die aus New-York gekommen sind? Vor ungefähr 35 Jahren ließen sie sich im Bezirk von Valigamma, unfern von Dschaffna, nieder; sie besitzen da mehrere Kirchen, eine große Druckerei, eine umfangreiche Erziehungsanstalt für Knaben, ein großes Haus für Mädchen, und für beide Anstalten erfolgt die Aufnahme von Kindern unentgeltlich; es sieht aus, als wolle man deren Übertritt erkaufen. Fügen Sie dazu noch 90 Schulen, zwei Ärzte, acht oder neun Prediger und mehrere Katechisten! Welche Mittel und Kräfte zu geistigen Eroberungen sind das nicht? Und worin besteht der gewonnene Erfolg? Ein Bericht, den sie selbst vor drei Jahren gedruckt haben, gibt die Zahl ihrer Anhänger auf 357 an und lassen Sie dabei ja nicht außer Acht, daß die meisten davon zu ihrem Dienstpersonal gehören. Wir im Gegentheil haben in diesem Bezirk nur einen Missionär, der nicht Zeit hat, die Heiden aufzusuchen, weil er 5000 Christen und 20 Kirchen versehen muß und nichtsdestoweniger tauft er jedes Jahr an 100 Götzendiener.“

Doch lassen wir die protestantischen Versuche und kehren wir zur katholischen Mission zurück!



Der Kirchhof von Manaar (Ceylon).

Im Jahre 1836 wurde Ceylon durch Papst Gregor XVI. vom Bißthume Cotschin als selbständiges apostolisches Vikariat abgegrenzt; der Obere der Oratorianer, P. Vincenz de Rosario, war der erste apostolische Vikar von Ceylon. Bisher wurde die Mission von den Patres des hl. Philippus von Neri aus Goa verwaltet; allein da deren geringe Zahl den steigenden Bedürfnissen nicht entsprach, wandten sich mehr als 3000 Einwohner von Ceylon in einer Bittschrift an den heiligen Stuhl. In derselben sprachen sie zuerst den Patres von Goa ihre volle Erkenntlichkeit aus für die Belebung und Aufrechterhaltung der katholischen Religion auf Ceylon, fügten aber bei, daß diese guten Religiosen wegen ihrer geringen Anzahl und aus Unkenntniß der englischen Sprache nicht die gewünschte Thätigkeit entwickeln und den Bedürfnissen der Gläubigen nicht genügen könnten; daher baten sie den apostolischen Stuhl um europäische Missionäre. Darauf hin wurde P. Bettachini, ein Oratorianer aus Italien, nach Ceylon gesandt, der es sich eifrigst angelegen sein ließ, apostolische Arbeiter für die Mission zu gewinnen. Besonders fand er eine treffliche Stütze in den Patres Oblaten von Marseille. Ferner befürwortete und erreichte er 1845 die Theilung von Ceylon in zwei Vikariate; eine Einrichtung, die schon der Zahl der Christen wegen — man zählte 1843 im Süden der Insel über 86,000 — sich sehr empfahl. Das nördliche Vikariat war das von Dschaffna und umfaßte drei Provinzen,

die nördliche, nordwestliche und östliche. Das südliche Vikariat von Colombo begriff außer der westlichen und südlichen Provinz noch die inneren Gebiete der Insel.

Sehen wir uns die beiden Vikariate etwas näher an.

1. Das Vikariat von Dschaffna. Als Msgr. Bettachini im Jahre 1849 die Verwaltung dieses Vikariates übernahm, hatte es schon 16 europäische Missionäre, 18 Schulen und zahlreiche Kirchen unter sich. Der heutige Zustand des Vikariates weist uns am besten die gemachten Fortschritte auf. Nach dem von Msgr. Bonjean, Oblaten der unbefleckten Empfängniß und apostolischen Vikar, veröffentlichten Rechenschaftsberichte zählt dieses Vikariat eine katholische Bevölkerung von über 64,500 Seelen unter 33 Missionären mit 258 Kirchen und Kapellen, und besitzt 64 Schulen mit mehr als 3700 Schülern. Die Brüder vom hl. Joseph und die Schwestern von der heiligen Familie und vom hl. Petrus sind in Schulen und Waisenhäusern thätig. Die Zöglinge der letzteren besorgen auch unter Leitung der Brüder die Druckerei, welche Msgr. Bonjean 1868 eingerichtet hatte. Dieselbe leistet ausgezeichnete Dienste im Kampfe gegen die Verleumdungen der Protestanten und gegen die hie und da auftretenden schismatischen Gelüste der Goanesen. Der eifrige apostolische Vikar beabsichtigt, eine ganze Reihe kleiner Broschüren in englischer und tamulischer Sprache herauszugeben und als Antwort auf die Anklagen der Schismatiker und protestantischen Prediger über die Insel zu verbreiten; auf gleiche Weise soll die Auseinandersetzung katholischer Lehren sich Eingang verschaffen.



St. Lazaruskirche zu Demattapitia (Ceylon).

Neben der Presse wendet Msgr. Bonjean, den Fußstapfen seiner Vorgänger im Amte folgend, den Schulen einen递Haupttheil seiner Sorgen zu. Er schreibt darüber vom 4. Februar 1874:

„Die Zahl der Schulen ist 64; allein es bleibt noch Vieles zu thun übrig und ohne alles Bedenken behaupte ich, daß der Schulen gerade noch einmal so viel sein müßten. Nur unter dieser Bedingung können wir mit Erfolg den protestantischen Bekehrungsversuchen entgegentreten und unsere katholische Jugend gegen deren Angriffe sicherstellen. Man kann die Größe der Opfer ermessen, die diese nothwendige Vermehrung der Schulen erheischt, wenn man erwägt, daß die Kosten für unsere 64 Schulen 79,908 Franken betrugen, von denen nur 21,986 Franken durch Einnahmen gedeckt wurden. Wir denken daran, unserm Schulwesen durch Gründung einer Normalschule die Krone aufzusetzen, aber die Entwicklung derselben wird noch Zeit, Mühe und Geld in Anspruch nehmen."

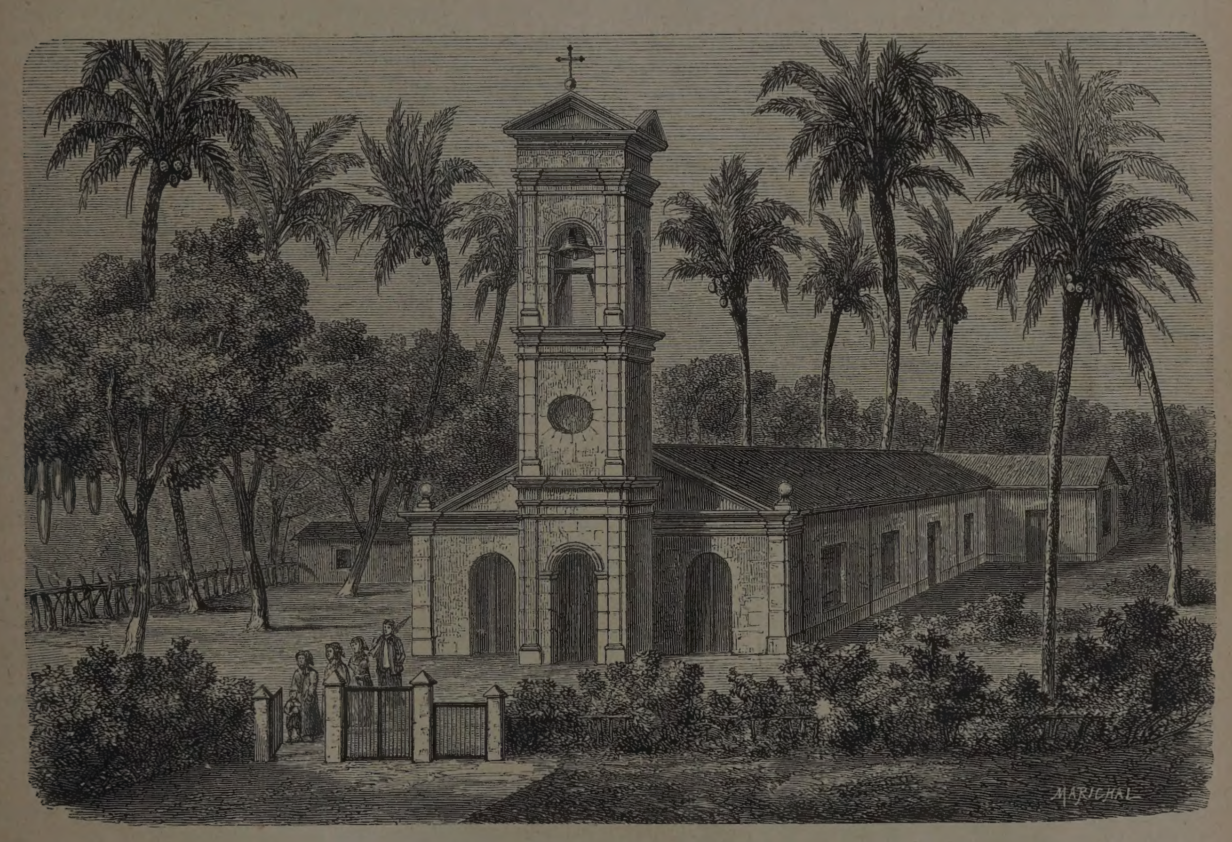
Die Unterstützung der Schulen von Seiten der Regierung regelt sich nach der in England beliebten Weise; die Regierung unterstützt die von ihr unabhängigen Schulen nach dem Ergebnisse der jeweiligen Prüfungen. Bevor also an eine Unterstützung von Seiten der Regierung zu denken ist, muß der Missionär nach den vorgeschriebenen Plänen und Größenverhältnissen die Schule bauen und muß neun Monate lang den Unterricht abhalten lassen; erst dann findet eine Prüfung statt, die ein Anrecht auf Staatshilfe gewährt. Msgr. Bonjean versäumt auch die Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit

nicht; sein Seminar zählt 16 Zöglinge, die meisten von tamulischer, einige von singhalesischer Abkunft.

Halten wir nach diesem allgemeinen Überblick eine kleine Rundschau, um einige Hauptpunkte der Mission und des Vikariates von Dschaffna genauer kennen zu lernen.

Die Halbinsel Dschaffna im Norden von Ceylon bildet nebst den umliegenden Inseln einen der schönsten Bezirke der Mission mit über 22,000 Christen. Das Klima ist gesund, die Hitze durch die Nähe des Meeres bedeutend gemildert. Der Verkehr ist hier durch die zahlreichen und guten Straßen ein leichter. Gehen wir von Dschaffna aus an der Westküste etwas südwärts, so treffen wir Mantotte, und gegenüber die Insel Manaar. Noch etwas nach Süden, und wir gelangen zu dem berühmten Wallfahrtsort der hl. Anna, nach Kalpentyn, das auf einer durch einen schmalen Meeresarm von Ceylon getrennten Insel liegt. Nicht bloß die Einwohner von Ceylon, auch die Inder des Festlandes machen dahin ihre Gelübde. Die Zahl der Festpilger, die sich auf dem sandigen und öden Gestade von Kalpentyn zur Verehrung der hl. Anna und zum Besuch ihres Heiligthums einfinden, beträgt oft über 20,000 und nicht selten strömen auch Protestanten und Muhammedaner, angelockt durch den Ruf wunderbarer Gebetserhörungen, herzu.

Die Station im Innern der Insel Ceylon, Kurunegala — nebst Kloster und zwei Waisenhäusern — zählt zwar nur etwa 800 Christen, aber die Bedeutung der Stadt als des Hauptortes der nordwestlichen Provinz und deren Lage in der Mitte einer buddhistischen Bevölkerung, sowie die Bequemlichkeit des Verkehres mit anderen wichtigen Städten, machen Kurunegala zu einem sehr wichtigen Posten für



St. Annakirche zu Kurunegala (Ceylon).

die Mission. Wenn dereinst der glückliche Augenblick kommt, um das Innere der Insel mit der Fackel des Glaubens zu erleuchten, so wird Kurunegala nebst Anuradhapura die wichtigste Rolle zu übernehmen haben. Letztere Stadt zählt freilich nur etwas über 100 Christen, ist aber wegen ihres Ruhmes und ihrer Bedeutung für den Buddhismus von Wichtigkeit. Nach den buddhistischen Fabeln war nämlich daselbst der Ast eines Baumes gepflanzt worden, unter dem Buddha einst ausgeruht hatte. Dieser Ast erwuchs zu einem ungeheuren Baume und erfreute sich der eifrigsten Verehrung der Buddhisten. Anuradhapura selbst wurde der Mittelpunkt eines Königreiches, das sich unter verschiedenen singhalesischen und tamulischen Herrschergeschlechtern acht Jahrhunderte lang eines strahlenden Glanzes rühmen konnte. Davon zeugen heute noch die großartigen Bautrümmer. Fast jeder Stein, an den der Fuß des Wanderers stößt, ist ein merkwürdiger Gegenstand, entweder eine Inschrift, ein Bildhauerwerk, oder ein Säulencapitäl. Neben den 10 Dagoba's, d. h. glockenförmigen Riesenbauten, deren einer 260 Fuß hoch ist, und den zerfallenden Überbleibseln ihrer schönen Bildhauerwerke, sind besonders die Trümmer „des Palastes von Erz" nennenswerth. Dieses Gebäude, eine Priesterwohnung, soll neun Stockwerke gehabt haben; es ruhte auf 1600 Steinpfeilern, die im Viereck aufgestellt und 11 Fuß hoch waren; diese haben die Verheerungen der Zeit überdauert. Auch die Umgebung von Anuradhapura ist den Buddhisten heilig; so befindet sich da der Berg Mahintalai, zu dessen Gipfel 1840 Granitstufen von 20 Fuß Länge bequem hinaufführen; da steht wiederum ein glockenförmiger Bau, in dem ebenfalls ein kostbares Andenken an Buddha aufbewahrt wird, nämlich

ein Haar von einer Warze, die er zwischen den Augenbrauen hatte (!!). Es ist tröstlich, daß in Mitten des krassen Heidenthums wenigstens eine kleine Christengemeinde dem wahren Gott die Ehre gibt. Eine der wichtigsten Stationen der östlichen Küste ist Trinkomali, der geräumigste und sicherste Hafen des indischen Meeres. Die Gegend selbst ist unfruchtbar; daher hat der Hafen von Colombo mehr Bedeutung und Aufschwung gewonnen, allein in militärischer Hinsicht ist doch Trinkomali der Schlüssel zum Indischen Ocean; sein Hafen bietet Raum für die ganze indo-britische Flotte, ist von außerordentlicher Tiefe und gegen Stürme gesichert; der 2—3 Stunden breite Eingang wird durch Festungswerke beherrscht. Sollte ein Kampf in den asiatischen Gewässern sich entspinnen, so wird der Besitz von Trinkomali über die Herrschaft des Meeres entscheiden.

Die Verwaltung der ausgedehnten Mission wird durch die Beschaffenheit der Land- und Seewege sehr erschwert. Der Seeweg ist regelmäßig sechs Monate des Jahres wegen der Passatwinde (Monsune) unmöglich. Während des südwestlichen Passatwindes, d. h. vom Mai bis Oktober, ist die Fahrt von Dschaffna nach Manaar unmöglich; der nordöstliche Passat stört die von Manaar nach Dschaffna; die östliche Küste selbst ist von Oktober bis April unzugänglich. Was dann die Reisen zu Land anbetrifft, so gibt sich zwar die englische Regierung für Herstellung von Straßen viele Mühe, und es geht eine Hauptstraße durch die Insel von Kandy bis Dschaffna; allein in der Regenzeit sind auch die besten Wege nahezu unbrauchbar; was erst in Gegenden, die dem Verkehr ferne liegen? Der anglikanische Bischof bezieht ein Gehalt von 2000 Pfund (40,000 *M.*) und dazu noch 500 Pfund Reisegelder; da kann er sich seine paar Reisen freilich bequem einrichten; nicht so der arme katholische Vikar. Ein mit Ochsen bespannter Wagen mit seinem Palmdach und Sirohlager ist seine Reisekutsche; die ihn mit Stößen und Quetschungen nicht verschont. Und welches ist oft seine Herberge? Hören wir Herrn Bonjean, der die Sache aus eigener Erfahrung und Anschauung kennt:

„Endlich hält das Fuhrwerk an. Ein Schuppen zeigt sich Ihrem Blick. Er ist zwar bereits von einer Heerde des Dorfes in Besitz genommen, aber bald wieder ausgeräumt. Ein Mensch stellt sich Ihnen mit freundlicher Miene vor und macht Ihnen eine tiefe Verbeugung; er ist der Wächter da drinnen und trägt einen schweren groben Schlüssel. Eine kleine dunkle Kammer öffnet sich vor Ihnen, aus derselben fahren eine Schaar Fledermäuse und ein Qualm verdorbener Dünste, die Sie zu ersticken drohen, Ihnen entgegen; vielleicht schlüpft auch eine in ihrem Versteck gestörte Schlange zu einer Ritze heraus. Ein dreibeiniger Stuhl ohne Sitzbrett, ein Tisch, auf dem die sauberen Gäste, die sich eben empfahlen, noch die Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen, ein Bett mit einem Tiger- oder Wildschweinfell, dessen schlecht ineinandergefügte Bretter eine Menge lästiger Insekten beherbergen — das ist Ihr Hausrath. Bald stellen sich Ihnen zwei weitere Personen vor. Die eine bietet Ihnen drei Eier an; die andere trägt in einem Topfe von zweideutiger Reinlichkeit etwas, das ungefähr die Farbe von Milch hat; ein wenig Reisig, ein Krug Wasser, bisweilen ein Stück Geflügel, Salz, Pfeffer, Gewürz — alles Zubehör einer indischen Küche — kommt nach und nach. Das wäre nun der Küchenzettel für Ihre Mahlzeit. Was braucht es mehr? Sie sind in den Augen der Eingeborenen wie ein Fürst logirt. Diese hat Ihre Ankunft aus ihren Lagerstätten hervorgelockt, sie pflanzen sich mit offenem Munde und starren Augen vor Ihnen auf und beobachten genau die geringste Ihrer Bewegungen."

2. Das Vikariat von Colombo wurde 1855 den Sylvestriner-Mönchen aus dem Orden des hl. Benedikt übertragen; doch waren auch noch lange Zeit die Oblaten der unbefleckten Empfängniß in demselben thätig. Dem Rechenschaftsberichte des Jahres 1872—1873 entnehmen wir folgende Angaben: Die katholische Bevölkerung des Vikariats beträgt über 106,500 Seelen; dafür sind 28 Missionäre thätig; die Mission besitzt 160 Kirchen, 14 englische und 88 singhalesische Schulen, die von ca. 6,400 Kindern besucht wurden. In diesem Jahre wurden daselbst 109 Protestanten und 414 Heiden in den Schooß der wahren Kirche Christi aufgenommen. Seit September 1863 ist der hochwürdige Herr Hilarion Sillani aus dem Orden der Sylvestriner apostolischer Vikar von Colombo. In mancher Beziehung stößt die Thätigkeit der Missionäre hier nicht auf so viele Schwierigkeiten, wie im Vikariate von Dschaffna. Der südliche Theil von Ceylon ist vorwiegend von der singhalesischen oder einheimischen Bevölkerung bewohnt. Nun aber haben die Singhalesen im Allgemeinen einen sanften Charakter, der sie mehr als die Tamulen des Nordens dem Christenthum nahe bringt; sie bekunden eine große Anhänglichkeit an den Missionär und rechnen es sich zur Pflicht und Ehre, seinen Bedürfnissen nach Möglichkeit abzuhelfen. Auch sind hier die Verbindungswege viel zahlreicher und die Verkehrsmittel viel leichter zu beschaffen, da im südlichen Theile von Ceylon der Mittelpunkt des Handelsverkehrs auf der Insel ist. Der Missionär ist daher in den Stand gesetzt, die verschiedenen zerstreuten Christengemeinden häufiger zu besuchen, während im Vikariate von Dschaffna viele Gemeinden nur einmal im Jahre, das ist, um das Kirchweihfest, einen Priester zu sehen bekommen und sich die ganze übrige Zeit mit dem Laiengottesdienste behelfen müssen. Die Anstalten des Vikariates von Colombo gleichen denen von Dschaffna. Die Schwestern vom guten Hirten leiten ein Waisenhaus und Schulen; die Brüder der christlichen Lehre besitzen eine blühende Lehranstalt; auch die Presse nimmt guten Fortgang. Zweimal in der Woche erscheint eine katholische Zeitung in englischer und einmal in singhalesischer Sprache.

In Kandy, der Hauptstadt des ehemaligen Königreiches gleichen Namens und einem berühmten Heiligthum der Buddhaverehrer, indem daselbst ein Zahn Buddha's aufbewahrt wird, fand kürzlich, am 4. April d. J., die feierliche Weihe des ersten Abtes des im Jahre 1873 errichteten Klosters statt. Es ist dieses der in bereits 25jähriger Missionsthätigkeit bewährte P. Cingolani, der mit Recht sich des Rufes eines ebenso eifrigen als allgemein beliebten Missionärs erfreut. Das mit dem Kloster verbundene Noviziat verspricht eine Pflanzschule von tüchtigen Ordenspriestern für die Besorgung des ausgedehnten Missionsgebietes zu werden.

Die katholische Bevölkerung von Ceylon beläuft sich auf 171,000; und für diese sind nur 61 Missionäre thätig. Wie ungenügend diese Anzahl ist, liegt auf der Hand. Die Gründung von neuen Missionsniederlassungen ist dadurch fast eine Unmöglichkeit geworden, sind ja die schon bestehenden Posten nur unzureichend besetzt. Wir stimmen daher vollständigst dem Herrn Bonjean bei, wenn er seinen letzten Brief also schließt: „Theure Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, bittet doch inständig den Herrn, daß er Arbeiter in seinen Weinberg nach Ceylon sende. Es scheint mir, daß wenn einige fromme Seelen einen Kreuzzug des Gebetes in dieser Absicht unternähmen, unsere Bedürfnisse über alle Erwartung hinaus Befriedigung fänden. Und gerade um diesen Gebetseifer zu Gunsten dieses armen, verlassenen und ungekannten buddhistischen Landes anzuregen, wende ich mich mit dringender Bitte an die Leser der katholischen Missionen."

Statistik der beiden apostolischen Vikariate von Ceylon[1].

1. Colombo.

	1866	1873
Katholische Bevölkerung	98,914	106,537
Missionäre	26	28
Kirchen	145	160
Bekehrungen von Protestanten im vorhergehenden Jahre	396	109
Bekehrungen von erwachsenen Heiden im vorhergehenden Jahre	505	414
Österliche Communionen	37,596	45,706
Die hl. Firmung gespendet	1398	2245
Englische Schulen für Knaben	5	9
Englische Schulen für Mädchen	2	5
Singhalesische Knabenschulen	47	55
Singhalesische Mädchenschulen	8	33
Schüler	2018	4380
Schülerinnen	530	2012

2. Dschaffna.

	1867	1873
Katholische Bevölkerung	57,874	64,533
Missionäre und einheimische Priester	23	33
Kirchen und Kapellen	240	258
Taufe von Erwachsenen im vorhergehenden Jahre	171	234
Schulen	31	64
Schüler und Schülerinnen	1378	3723
Waisenhäuser und Klöster	3	6

Korea.

Die Halbinsel Korea zweigt sich in fast südlicher Richtung von der Mandschurei ab und bildet, vom gelben und vom japanesischen Meere umspült, so zu sagen eine gewaltige Länderbrücke, welche das östliche Asien und besonders das chinesische Reich mit der japanesischen Inselwelt zu verbinden strebt. Den Europäern war Korea bis in das 16. Jahrhundert herein völlig unbekannt; von da ab erscheint es meistens als Insel auf den Karten; auch heutzutage ist das Innere der Halbinsel noch verhältnißmäßig sehr wenig erforscht; kein europäischer Reisender hat es durchstreift. Das strengste Verbot und die ängstlichste Bewachung aller Zugänge zu Land und zur See haben das Eindringen von Fremdlingen unmöglich gemacht; nur einzelnen Missionären ist es nach oft vergeblich wiederholten Versuchen und unter tausenderlei Gefahren gelungen, die Grenzen dieses Königreiches zu überschreiten und unter der äußersten Vorsicht von Versteck zu Versteck fliehend einige Jahre in demselben für das Heil und die Bekehrung der Koreaner zu arbeiten und zu leiden. Den Briefen und Beschreibungen der Missionäre verdanken wir daher auch nahezu Alles, was wir über Korea, seine Geschichte, seine Einwohner und Sitten, seine Beschaffenheit und sonstigen Einrichtungen wissen[2]. Die gebildeten Nationen sind nur vorübergehend und auf ganz kurze Zeit mit Korea in einige Berührung gekommen. Ein paar englische, französische und amerikanische Schiffe erschienen an der Küste, veranstalteten daselbst einige Messungen, Sondirungen und Aufnahmen, ein Dampfer segelt den Hangkang hinauf bis zur Hauptstadt des Landes und kehrt alsbald schleunigst um — das sind die einzigen Erforschungen, die von Anderen, als Missionären, gemacht worden sind.

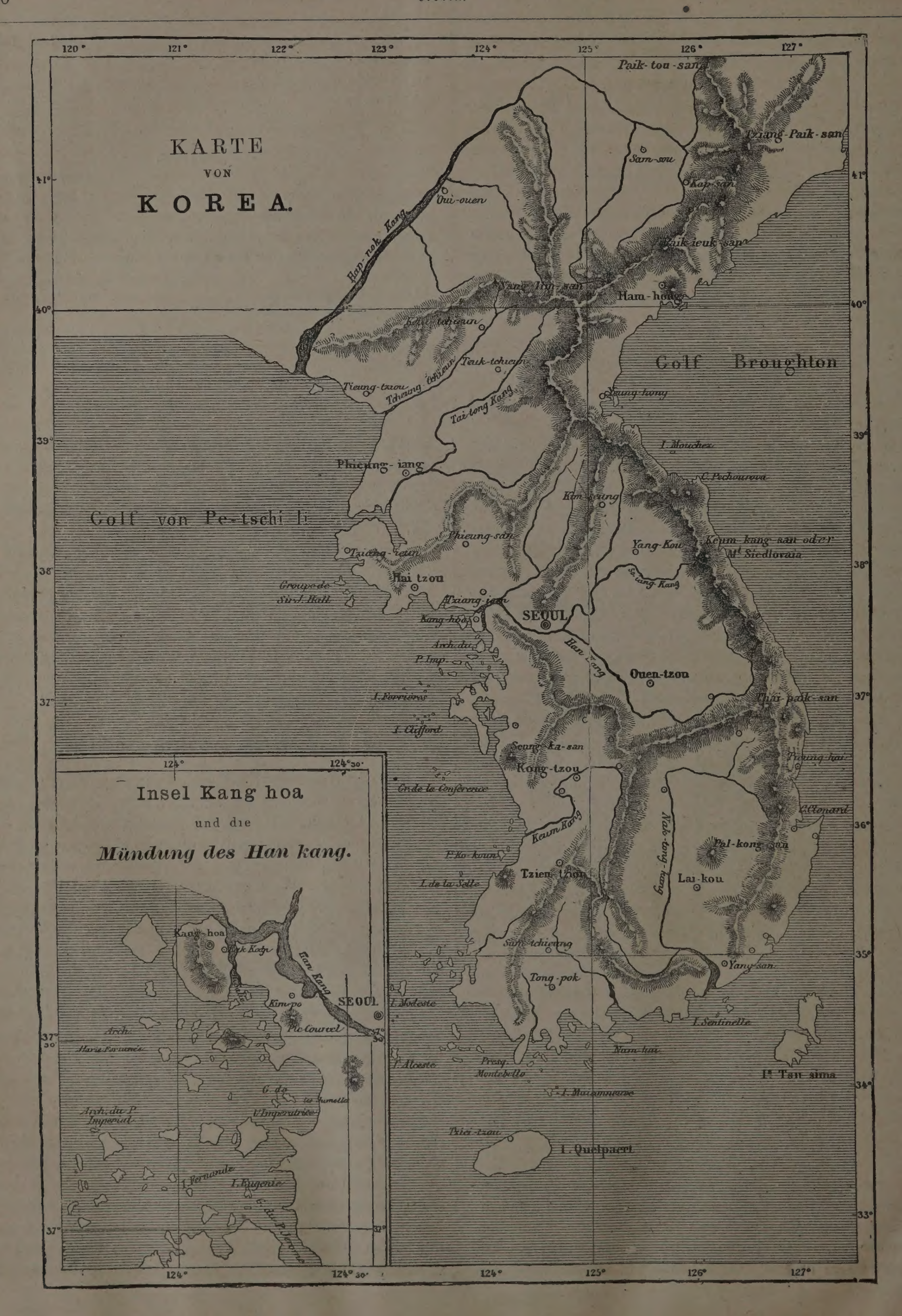
Bevor wir die Hauptzüge der Koreanischen Missionsgeschichte uns vorführen, wird es zum Verständnisse beitragen, zuerst in kurzen Umrissen den Schauplatz der Geschichte und den Charakter des Volkes kennen zu lernen. Wir folgen in unsern Angaben größtentheils dem oben genannten Buche des apostolischen Missionärs Dallet, das zugleich über Korea das umfassendste Quellenwerk ist; auch hier verdankt Geschichte und Geographie wiederum eine namhafte Bereicherung den katholischen Missionären.

I. Geographisches und Ethnographisches.

Korea ist ein wahres Bergland. Eine große Bergkette zieht sich von der Mandschurei her von Nord nach Süd durch's Land hin, fast in gleicher Weise wie der Apennin durch Italien; die Ausläufer und Verzweigungen desselben bedecken das ganze Land mit einer Unzahl von Bergen und Erhöhungen in den mannigfaltigsten Formen vom starren, zackigen Felsen an bis zu den mit Wäldern und Gebüsch bedeckten Hügeln. Der Hauptgebirgszug schließt sich, wie der italienische Apennin, enger und näher an die östliche Küste an und bestimmt deren Gestaltung; an der westlichen Küste finden sich hie und da breite Ebenen. Die reich bewässerten Thäler eignen sich vortrefflich für den Reisbau, während die Wälder reichliches Bauholz liefern. Es scheint gewiß, daß die Gebirge reich an Metallen sind, ja, man versichert sogar, daß an einzelnen Stellen der nördlichen Provinzen oft durch leichtes Aufschürfen der Erde Gold gewonnen werde; allein die koreanische Regierung hat unter den schärfsten Strafen jede Ausbeutung der Minen verboten. Warum? Hierüber sind im Lande selbst die Meinungen getheilt. Die Einen sehen in diesem Regierungsverbot nur eine weitere Folgerung aus der stets befolgten Taktik der koreanischen Gewalthaber, ihr Gebiet dem Auslande gegenüber als möglichst arm und klein hinzustellen, damit kein mächtiger Nachbar über sie herfalle; Andere vermuthen den Grund in der Schwäche der Regierung, die einen Zusammenfluß von Arbeitern fürchtet und namentlich in den

[1] Die Gesammtbevölkerung der Insel betrug im Jahre 1871 nach amtlicher Zählung 734,279 Seelen; von diesen sind etwa 500,000 Heiden (Sivisten und Buddhisten) 50,000 Muhammedaner, 6000 Protestanten, und über 170,000 Katholiken.

[2] Eine ausführliche Beschreibung und Geschichte der Kirche von Korea lieferte in neuester Zeit nach den Berichten der Missionäre C. Dallet, selbst Missionär und der Gesellschaft der auswärtigen Missionen angehörig. Histoire de l'église de Corée, précédée d'une introduction sur l'histoire, les institutions, la langue, les mœurs et coutumes coréennes, avec carte et planches. (Paris 1874. 2 vol.) Die dem Werke beigegebene Karte von Korea, die nach koreanischen Aufzeichnungen ausgeführt ist, dürfte die genaueste sein, die in Europa veröffentlicht wurde; wir bedauern, dieselbe hier nicht mittheilen zu können und uns mit jener begnügen zu müssen, welche der Tour du monde (1873) veröffentlichte und welcher die Aufnahmen der französischen Expedition (1866) zu Grunde liegen.


KARTE
VON
KOREA.
Golf von Pe-tschi li
Golf Broughton
Paik-tou-san
Tziang-Paik-san
Sam-sou
Kap-san
Oui-ouen
Paik-teuk-san
Ham-hong
Teuk-tchuen
Tieung-tzou
Tai-tong Kang
Phieung-iang
I. Mouchez
C. Pechourova
Phieung-san
Yang-Kou
Keum-kang-san oder Mt Siedlovaia
Hai tzou
Groupe de Sir J. Hall
Kang-hoa
SEOUL
Han Kang
Ouen-tzou
Arch. du P. Imp.
I. Ferrieres
I. Clifford
Thai-paik-san
Kong-tzou
Gr. de la Conférence
Keum Kang
Nak-tong-kang
Pal-kong-san
Lai-kou
I. de la Selle
Tzien-tzou
Tong-pok
Yang-san
I. Modeste
I. Sentinelle
I. Alceste
Presq. Montebello
Nam-hai
Ins. Tsu sima
I. Quelpaert
Insel Kang hoa
und die
Mündung des Han kang.
Kang-hoa
Han Kang
Kim-po
SEOUL
Pic Courcel
Arch. du P. Imperial
G. de l'Imperatrice
I. Fernande
I. Eugenie
120° 121° 122° 123° 124° 125° 126° 127°
41° 40° 39° 38° 37° 36° 35° 34° 33°

soweit vom Mittelpunkte der Gewalt, von der Hauptstadt Söul entfernten nördlichen Provinzen, sich nicht die Macht zutraut, etwaigen Verschwörungen wirksam entgegen zu treten. Die sociale Frage belästigt somit nicht bloß die intelligenten Regierungen Europa's, sondern auch die halbwilden Koreaner — durch bloßes Niederhalten und Ignoriren wird sie aber weder hier noch dort gelöst werden.

Das Klima von Korea ist gerade kein günstiges. Der Tumankang, der nördliche Grenzfluß gegen das in letzterer Zeit von den Russen besetzte Gebiet, ist während des halben Jahres zugefroren, und auch der Süden der Halbinsel, der sich doch fast mit Sicilien und Malta in einer Breite befindet, ist im Winter lange Zeit hindurch mit hohem Schnee bedeckt. Als die schönsten Jahreszeiten gelten Frühling und Herbst, während der Sommer an strömenden Regengüssen Überfluß hat, so daß oft für einige Zeit aller Verkehr unmöglich wird. Diese Regenfülle hat auch zur Folge, daß die verschiedenen Obstarten fast immer wässerig und, für Europäer wenigstens, kaum genießbar sind. Früher waren nur die Thäler und Ebenen bebaut. Die Bedrängnisse der Verfolgungen aber lehrten die Christen, in den Einöden der Berge Zuflucht zu suchen und daselbst sich ihre kärglichen Lebensmittel durch Urbarmachung des Bodens zu gewinnen. Der Erfolg war in manchen Gegenden ein so lohnender, daß auch die Heiden diese Art der Bodenkultur auszuüben begannen.

Von der Thierwelt bilden die zahlreichen Tiger eine wahre Landplage; jährlich erliegt ihnen eine bedeutende Zahl Opfer.



Koreanische Palankinträger in Regenhüten.

Mit etwas Umsicht und Plan könnte man der Vermehrung dieser Bestien vorbeugen und sie allmählich ausrotten; allein dafür ist der Koreaner und seine Regierung viel zu sorglos und indolent. Die Tiger hingegen scheuen sich nicht, in die Dörfer einzudringen und sich ihre Beute aus den Häusern zu holen, bieten ja die elenden Lehmwände, die armseligen Thüren und Dächer der Hütten keinen ausreichenden Schutz gegen die Angriffe der hungrigen Raubthiere. Die Jäger versichern, daß das Tigerfleisch sehr wohlschmeckend sei. Zu den Leckerbissen der koreanischen Küche gehört auch das Hundefleisch, welches als das vorzüglichste Gericht gilt. Die Zucht von Schafen und Ziegen dagegen ist durch die Regierung verboten, nur der König darf diese nützlichen Thiere halten, weil er ihrer zu den Opfern für die Ahnen und für Konfucius bedarf.

Die Koreaner stehen der mongolischen Rasse ziemlich nahe, doch gleichen sie mehr den Japanesen als den Chinesen. Sie sind kupferfarbig, haben eine kurze, platte Nase, daher finden sie besonderes Ergötzen an den Nasen der Europäer („ich will die lange Nase des Paters sehen" ist ein Ausdruck für: ich will den Missionär besuchen), vorspringende Backenknochen, gar keinen oder nur einen dünnen Bart. Als ihr hervorstechender Charakterzug kann die Nächstenliebe bezeichnet werden, die in gegenseitiger Hilfeleistung und großmüthiger Gastfreundschaft hervortritt. Nicht bloß die einzelnen Familien und die weiteren

Kreise der Verwandtschaft halten treu zusammen, schützen und helfen sich untereinander auf das Zuvorkommendste, auch Fremde erfreuen sich wohlwollender Theilnahme. Bei Ehen und Begräbnissen beeilt sich ein jeder Dorfbewohner, der betreffenden Familie durch Geschenke und Dienstleistungen sein Interesse zu bezeugen; die ärmeren, die nichts zu verschenken haben, verrichten unentgeltlich Botendienste nach den umliegenden Ortschaften. Was einer Familie zustößt, interessirt das ganze Dorf. Hat Brand oder Überschwemmung eine Hütte zerstört, so lassen sich's die Nachbarn angelegen sein, den Verunglückten schadlos zu halten; wer außer Stand ist, ihm Baumaterial oder Hausgeräthe zu liefern, der arbeitet wenigstens einige Tage umsonst für ihn. Will sich ein Fremder im Dorfe niederlassen, ist er des freundlichsten Entgegenkommens sicher, man hilft ihm eine Wohnung bauen und leiht ihm die Werkzeuge zum Ackerbau. Als Schande würde es angesehen, wollte Jemand zur Essenszeit einen Fremden, der an seiner Thüre erscheint, nicht mit zu Tische ziehen, oder einen Reisenden in später Abendstunde abweisen. Die Koreaner kennen ihre Höflichkeitsregeln und daher sind vorkommenden Falles ihre Vorbereitungen zur Reise gleich getroffen; Lebensmittel und Herberge treffen sie ja überall umsonst. Diese pflichtmäßige Gastfreundschaft hat auch ihre Schattenseiten. Landstreicher und Taugenichtse legen sich oft Tage lang bei den Reichen in's Quartier und diese müssen gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn sie nicht durch die Verläumdungen ihrer noblen Gastfreunde in's Geschrei kommen wollen. Selbst die Bettler kennen die Macht des Vereinswesens. In der Hauptstadt Söul haben sie die einzelnen Stadttheile unter sich vertheilt und brandschatzen ohne Erbarmen. Der Trieb zur Geselligkeit bringt es mit sich, daß besonders bei den Vornehmern und Reichen sich immer zahlreiche Gesellschaften zusammenfinden. Je zahlreichere Gäste Jemand aufzunehmen und zu bewirthen im Stande ist, desto größeres Ansehen genießt er. Von solchen Zusammenkünften sind aber die Frauen völlig ausgeschlossen, sie bringen ihr Leben in den inneren Gemächern des Hauses zu, zu denen nur Frauen und höchstens die nächsten Verwandten Zutritt haben. Forderung des Anstandes ist es, daß die vornehmen Frauen sich nicht in die Öffentlichkeit begeben; die übrigen haben jedoch größere Freiheit und können unbehindert überall hingehen. Bei der Unterhaltung gehört es zum guten Ton, recht ordentlich zu schreien. Wer in einer Gesellschaft mit gedämpfter Stimme sprechen wollte, gälte als Sonderling. Wenn ein Würdenträger sein Haus verläßt, so schreien seine Bedienten ununterbrochen aus voller Kehle vor ihm her. Für die seltenen Fälle, daß der König außerhalb seines Palastes sich sehen läßt, muß Vorsorge getroffen werden, daß stellenweise Leute postirt werden, die ihre Lungen in entsetzlichem Geschrei üben; würde da eine Pause eintreten, so wäre das eine Seiner Majestät zugefügte Schmach.

Der Jahresanfang wird festlich begangen; nach koreanischer Etiquette muß man sich bei dieser Gelegenheit zwei Besuche machen, einen am Abend des letzten Tages des Jahres für den „Gruß des scheidenden Jahres", und einen am Morgen des ersten Tages des neuen Jahres für den „Gruß des beginnenden Jahres". Zugleich findet an diesem Tage die hauptsächlichste Feier des ganzen Jahres statt, es werden den Bildertäfelchen der Ahnen Opfer dargebracht. In der Verehrung der Vorfahren erschöpft sich gewissermaßen der ganze religiöse Kult der Koreaner; sind die Gräber in der Nähe, so begibt man sich dahin, verrichtet vor ihnen die vorgeschriebenen Ceremonien und wirft sich in Verehrung vor ihnen nieder. Sogar die Gefangenen, die gerade nicht wegen Kapitalverbrechen eingekerkert sind, erhalten für dieses Fest Urlaub mit der Bedingung, nach Verlauf desselben sich dem Kerkermeister wieder zu stellen.


Koreanischer Mandarin.

Auch die Feier des Geburtstages gehört zu den Familienfesten, und zwar gilt als der größte Festtag der 61. Geburtstag. Die Koreaner haben nämlich den chinesischen Cyclus von 60 Jahren angenommen; wie bei uns jeder Wochentag seinen Namen trägt, so hat daselbst jedes dieser 60 Jahre seinen besonderen Namen; kehrt nun nach vollen 60 Jahren der Name des Geburtsjahres wieder, so wird das als das höchste Glück des Menschen betrachtet. Ein solcher hat dann seine Lebensaufgabe gelöst. Die ganze Umgegend trifft die umfassendsten Vorbereitungen zur Feier. Am Festtage selbst muß der Gefeierte öffentliche Tafel halten, zu der auch die ganze Umgegend mit dem leistungsfähigsten Appetit (die Koreaner sind dafür bekannt) herbeiströmt; eine betäubende Musik, Komödianten, Versemacher, Tänzerinnen u. dgl. müssen den Glanz des Festes erhöhen. Es ist Ehrensache der Kinder, diesen Tag ihres Vaters so festlich als möglich zu begehen und sollte dabei auch das Vermögen ruinirt werden; sich karg und sparsam bei dieser Gelegenheit zeigen, hieße sich mit unauslöschlicher Schande brandmarken. Sobald aber der König, oder seine Gemahlin oder

Mutter den Hoankap (so nennt man den 61. Geburtstag) feiert, so ist das ein Jubelfest für's ganze Land. Alle Kerker öffnen sich; in außerordentlicher Weise werden zur Ertheilung von wissenschaftlichen Ehrengraden Prüfungen abgehalten — Korea gleicht in seiner Gelehrtenwelt dem nachbarlichen China — und in feierlicher Prozession werden in jedem Hauptorte eines Bezirkes dem aufgestellten Bilde des Königs die Huldigungen dargebracht. Der König muß seinen Ministern kostbare Geschenke geben und alle Beamten und Würdenträger festlich bewirthen. Natürlich hat das Volk schließlich die königliche Freigebigkeit zu bezahlen. Der letzte Hoankap ward gegen Ende 1861 gefeiert. Seit Herbstanfang mußten hiefür von allen Provinzen Produkte aller Art nach der Hauptstadt geschickt werden. Hunderte von Ochsen und Tausende von Fasanen und Früchte in erstaunlicher Menge wurden eingefordert. Die Mandarine der einzelnen Distrikte suchten, selbstverständlich auf Kosten ihrer Untergebenen, sich gegenseitig durch die Großartigkeit der Spenden zu überbieten. Daß diese Freigebigkeit von oben herab kommandirt war, geht aus der Thatsache hervor, daß der Statthalter der Provinz Tsiong-tsieng gleich nach dem Feste abgesetzt wurde, weil er nur die Kleinigkeit von 2000 Franken, seine Amtsgenossen dagegen deren 8, 10, andere sogar 20,000 geschenkt hatten.

Die Wohnung der Koreaner schildert uns ein Missionär in folgender Weise:

„Ich wohne im besten Hause des Dorfes; es gehört unserm Katechisten, der als reich gilt, und man schätzt sein Haus auf einen Werth von 20 Franken. Lachen Sie nicht; es gibt hier Häuser im Werth von weniger als einem Franken. Mein Zimmer hat zur Thüre ein Blatt Papier, als Fenster gleichfalls ein Blatt Papier, zwei andere Blätter bilden eine Flügelthüre, die in das nächste Gemach führt. Da wohnt mein Diener und diese beiden Zimmer bilden unsere Pfarrkirche. Augenblicklich regnet es in meinem Zimmer, wie draußen auch. Stühle sind unbekannt. Der Koreaner meint, ein Stuhl müsse sehr ermüdend sein, denn offenbar sei das nicht die natürliche Stellung. Ebenso ist ein Tisch unerhört. Ich schreibe Ihnen auf meinen Knien. Doch bin ich noch nicht genug Koreaner geworden, da ich diese nicht so bequem finde wie ein Schreibpult."



Koreanischer Dorfschulze.

Stoff zu den Kleidern liefert die Baumwolle. Noch vor wenigen Jahren mußte das Land seinen Baumwollbedarf von China her beziehen, und die chinesische Regierung suchte die Anpflanzung der Baumwolle in Korea zu hindern. Doch gelang es einem koreanischen Abgesandten, sich einige Samenkörner der werthvollen Pflanze zu verschaffen; er verbarg sie, wie die einen erzählen, in seinem Pfeifenrohr, oder wie andere wollen, in einer Feder, wußte die argwöhnische Aufmerksamkeit der chinesischen Grenz- und Zollwächter zu täuschen und beschenkte sein Land mit diesem kostbaren Gewächs. Die Kleidung zeichnet sich durch ihre Weite aus. Beim Ausgehen erfordert es die Sitte, möglichst viele Kleider zu tragen, zwei oder drei Beinkleider, ebenso viele Oberkleider und weite Überwürfe. Die Stelle der Knöpfe vertreten Bänder. Die Farbe der Kleidungsstücke sollte weiß sein allein; da die Unreinlichkeit eine der am wenigsten liebenswürdigen Eigenschaften der Koreaner ist, so begreift man leicht, daß die eigentliche Farbe der Kleider oft schwer zu erkennen ist. Ein echter Koreaner hält, wie der Nasiräer bei den Juden, sorgfältig das Scheermesser fern von Haar und Bart. Die jungen Leute tragen das lange Haupthaar in einen Zopf geschlagen; die Verheiratheten binden es am Scheitel in einen Wulst zusammen, diese allein tragen auch einen Hut, der gerade darauf eingerichtet ist, den Haarwulst in sich aufzunehmen, während seine Ränder eine unförmliche Breite entwickeln, manchmal in einem Durchmesser von 60 Centimeter. Beim Regen wird noch ein umfangreicher Strohhut darübergesetzt, oder es dient auch geöltes Papier, das man über den Kopf nach Art eines Hutes setzt, als Regenschirm. Eigenthümlich ist die Tracht der Leidtragenden. Das Haar wird in einer Mütze aus Sackleinwand geborgen, darüber wird ein gewaltiger Strohhut angethan, dessen herabklappende Ränder bis auf die Schultern niederfallen, die Farbe der Kleider darf nur weiß oder grau sein, auch Spazierstock und Pfeife müssen diese Farbe haben, zu welchem Zwecke man sie jedoch meistens nur mit Papier überklebt. Nach der Anschauung der Koreaner ist ein Mann in Trauer wie ein Todter. Er darf daher auf dem Wege nichts sprechen, nichts anhören, kann und muß sogar, wenn man ihn frägt, seines Weges vorangehen, ohne sich im geringsten um den Fragenden zu kümmern. Er soll auch gar nicht erkannt werden. Daher hält sich der Trauernde noch eigens einen Fächer aus Stroh oder ein Stück grauer Leinwand vor das Gesicht. In den Herbergen und Häusern muß er sich schweigend in einen Winkel hinkauern und sich soviel als möglich den Blicken Aller entziehen. Die Missionäre haben oft behauptet, daß diese Sitte und Tracht der Leidtragenden eine der kostbarsten Einrichtungen für sie gewesen, die es oft allein möglich machte, unerkannt und unbeirrt das Land zu durchziehen.

Korea ist ein Vasallenstaat von China. Jährlich zieht eine Gesandtschaft nach Peking, um den Tribut zu zahlen und den chinesischen Kalender zu holen; den Kalender von Peking empfangen, heißt aber so viel, als sich für abhängig von China erklären; sich weigern, ihn zu holen, wäre die Aufkündigung des Gehorsams. Jeder neue König von Korea muß seine Bestätigung in Peking nachsuchen und auch sonst dem Kaiser, dem „Sohne des Himmels", von seinem Thun und Treiben Bericht erstatten. Bei besonders freudigen oder traurigen Ereignissen am kaiserlichen Hofe muß der König von Korea durch eigene Gesandtschaft seine Theilnahme bekunden. Wird aber ihm die Ehre einer chinesischen Gesandschaft zu Theil, so muß er diese vor seiner Hauptstadt empfangen und ehrfurchtsvoll grüßen; was täglich an Silbergeschirr u. dgl. auf der Tafel der Gesandten China's aufgetragen wird, das gehört diesen von Rechtswegen; daher kosten diese Gesandtschaften dem Könige stets ungeheure Summen, für die er theilweise wieder durch kaiserliche Geschenke

entschädigt wird. Seinen Unterthanen gegenüber hat der König die unbeschränkteste Gewalt über Leben und Eigenthum. Er wird von diesen wie ein Abgott verehrt. Niemand darf seinen Namen aussprechen, Niemand behaupten, daß er geirrt oder Unrecht gethan, Niemand darf ihn berühren, kein Eisen ihm nahe gebracht werden. Im Jahre 1800 litt der König an einem Geschwür; keinem Menschen fiel es ein, durch einen Schnitt dasselbe zu öffnen; er mußte nach der koreanischen Hofetiquette an demselben sterben. Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte der Arzt des Königs ein glücklichen Einfall. Der König hatte ein gefährliches Geschwür an der Lippe, das nothwendig geöffnet werden sollte. Der Arzt ließ einen Komödianten kommen, der durch alle Arten von Grimassen und Hanswurstereien den König zum Lachen reizen mußte. Das gelang. Bald schüttelte sich der König vor Lachen und diese Erschütterung hatte die gewünschte Folge. Sonst erzählt man sich in Korea, wie ein königlicher Prinz seinen Leibarzt gezwungen hatte, ihm einen Einschnitt zum Behuf der Heilung zu machen. Der arme Doktor wäre aber bald als Majestätsverbrecher hingerichtet worden. Am königlichen Palast darf Niemand vorbeireiten, jeder muß absteigen und sein Pferd am Zügel vorbeiführen. Hat der König Jemanden die unerhörte Gunst erwiesen, ihn zu berühren, so muß dieser die berührte und somit ausgezeichnete Stelle zeitlebens durch Umbinden eines rothseidenen Fadens kenntlich machen und



Koreanische Dschonke.

die Erinnerung an diese Huld bewahren. Der Koreaner hielte es für eine Entweihung der königlichen Majestät, wenn dessen Bildniß auf die Münzen gesetzt würde, da ja dieses so in die Hände auch der gemeinsten Leute gelegt würde. Als man daher bei der Landung des ersten französischen Schiffes einem Mandarin französische Münzen zeigte, war er höchlich entrüstet, daß die Barbaren des Westens das Bild ihres Souveräns mit solcher Mißachtung behandelten. Will der König übermächtiger Personen, ohne durch öffentliche Gerichtsverhandlung Aufsehen zu erregen, sich entledigen, so schickt er ihnen ganz freundlich ein Geschenk, das in einer Dosis Gift besteht; das hat die Wirkung, wie ehedem die Zusendung der seidenen Schnur bei den Türken. Der so Bedachte weiß sich unvermeidlich dem Tode verfallen und — gehorcht.

Nach dem Könige kommen die Adeligen, deren es jetzt vier Parteien gibt, die sich untereinander oft befehden, um die einträglichsten Stellen und Würden streiten, und sich als fest gegeneinander abgeschlossene Kasten gegenüberstehen. Die Verfassung Korea's ist zwar ein getreuer Abklatsch der chinesischen; demgemäß sollten die Ämter nur nach der wissenschaftlichen Befähigung und den in den öffentlichen Prüfungen erlangten Graden der Gelehrsamkeit vertheilt werden. In der That sind die koreanischen Studien und Prüfungen ganz nach chinesischem Muster eingerichtet, und auch der Lernstoff, die Bücher, die

Geschichte und selbst die Sprache, die man studirt, ist chinesisch — allein wer in Korea nicht zum Adel gehört, mag die höchsten Grade der Gelehrsamkeit sich erworben haben, er wird doch nie eine einflußreiche Stelle erlangen. Die Prüfungen, welche für höhere Ämter befähigen, können nur in der Hauptstadt abgelegt werden; die vorbereitenden Studien aber treibt Jeder auf eigene Faust und unter einem beliebigen Lehrer, wo und wie er will. Diejenigen, welche an den bestimmten Tagen sich zu den mündlichen und schriftlichen Prüfungen eingefunden und einen wissenschaftlichen Grad erhalten haben, legen alsdann eine eigene, dem erworbenen Titel entsprechende Kleidung an und machen unter Vorantritt einer betäubenden Musik zu Pferde ihre Anstandsbesuche bei verschiedenen hohen Persönlichkeiten der Hauptstadt. Zu Hause angekommen, haben sie noch die Gelehrtentaufe zu überstehen. Ein Freund oder Verwandter, der selbst Doktor ist, spielt dabei den Pathen und leitet den ganzen Spaß. Der junge Doktor setzt sich in stiller Ergebung mitten in das Zimmer und nun bestreicht ihm der Pathe das Gesicht mit Dinte und streut tüchtig Mehl darauf. Nach ihm kommen dann alle Freunde und Bekannte des neuen Gelehrten und reiben ihn ebenso mit Dinte und Mehl ein. Der Hauptscherz besteht darin, den armen Eingeseiften zu wiederholten Malen glauben zu machen, es sei Niemand mehr da, der ihn behelligen wolle. Hat er sich nun gereinigt und gewaschen, so stellt sich, wie unversehens, aber unter entsetzlichem Gelächter der ganzen Gesellschaft, ein weiterer Freund oder guter Bekannter ein, und die Tortur für den Jünger der Wissenschaft beginnt von vorne. Während dieser ganzen Zeit essen, trinken und erheitern sich alle Festtheilnehmer auf Kosten des neuen Doktors und wehe ihm, wenn er nicht mit verschwenderischer Freigebigkeit für Alles sorgt; er setzt sich der Gefahr aus, geschlagen und in peinlichster Stellung aufgehängt zu werden, bis er sich entschließt, seine Börse recht weit zu öffnen.

Wie die Würden und Ämter, so sind gegenwärtig auch die Gelehrtengrade und Titel in Korea käuflich. Außerdem kaufen sich die Bewerber höchst ungenirt um theures Geld von angesehenen Gelehrten die schriftlichen Aufsätze und lassen sich auf Grund derselben die Grade ertheilen. Auf diese Weise ist es soweit gekommen, daß die Mehrzahl der Mandarine das Chinesische, trotzdem dasselbe noch immer die amtliche Sprache ist, nicht lesen und schreiben kann. Wie es mit andern Leistungen und Fertigkeiten in Korea steht, davon möge folgender Bericht eines Missionärs einen Begriff geben. Die europäischen Dampfer, die an ihrer Küste ein paar Mal erschienen waren, hatten ihre Aufmerksamkeit erregt; man bewunderte besonders, daß sie ohne Ruder, nur mit Hilfe der Räder so sicher und schnell stromaufwärts führen. Der Herrscher von Korea gab Befehl, ähnliche Schiffe zu bauen.

„Die Sache schien ihnen sehr einfach,“ schreibt Herr Calais, „denn was Dampfer von einem gewöhnlichen Schiff unterscheidet, das waren augenscheinlich die Räder und der Rauchfang. Nach einem Jahr unaufhörlicher Arbeit, an der die geschicktesten Werkmeister des Landes sich betheiligten, waren die drei famosen koreanischen Dampfer so weit fertig, daß man sie in den Fluß, der die Mauern Söuls bespült, auslaufen lassen konnte. Nach Landesgewohnheit geht Seine koreanische Majestät nur einmal des Jahres aus seiner Hauptstadt. Man war eben am Vorabende dieses jährlichen Spazierganges und das natürlichste Ziel desselben war ein Besuch bei den eben erbauten Dampfern. Der König verlangte sehr, sie zu sehen und seinem Volke das Schauspiel einer Seeschlacht zu geben. Nur mußten die Schiffe, um sich an der vom König bestimmten Stelle einzufinden, zuerst eine Meile weit fahren. Man hatte auf drei koreanischen Dschonken Rauchfänge und ungeheuere Räder angebracht, dazu im Innern der Schiffe eine ganze Menge von Handwellen und Kurben construirt, die eine ganze Armee von Werkleuten zu beschäftigen ausreichend waren. Aber nun sollte das Ganze in Bewegung gesetzt werden. Das war gerade die Schwierigkeit. Auf das gegebene Zeichen stürzt sich ein Schwarm von Matrosen in die Seiten des Schiffes, ergreift die Handwellen der famosen Räder und macht, um sie zu bewegen, alle erdenklichen Anstrengungen. Die Dampfer rühren sich nicht. Die Matrosen beginnen keuchend die Arbeit von Neuem. Der Schweiß rinnt ihnen aus allen Poren. Vergebliche Mühe; man schreit, man untersucht, man holt die Rathschläge der Sachverständigen ein. Umsonst; die Schiffe verharren in einer Unbeweglichkeit, die das Wuthgeschrei der Einen, den Spott der Andern, und das Erstaunen Aller hervorruft. Endlich sieht man ein, daß Rauchfang und Räder doch für ein Dampfschiff nicht von großem Nutzen seien; man holt Taue und begibt sich daran, die Dampfer voranzuziehen. Trotz aller Anstrengungen braucht man drei Tage, bis diese Dampfer, die großartige Erfindung des koreanischen Genie's, eine Meile zurückgelegt hatten. Dann wird das Schauspiel einer Seeschlacht aufgeführt. Eine halbverfaulte und seit Jahren ungebraucht am Ufer liegende Dschonke stellt die europäische Flotte dar. Die koreanischen Schiffe treffen ihre Maßregeln; man befestigt unter dem Kiel der Dschonke ein Kästchen mit Pulver, und setzt mit Hilfe eines langen Bambusrohres damit eine Lunte in Verbindung. Der König ertheilt seine Befehle, die Schlacht beginnt, die Lunte wird angezündet — ein Augenblick — und die Trümmer der alten Dschonke versinken inmitten des begeisterten Siegesgeschreies der Zuschauer. „Das wird in Zukunft das Loos aller Barbarenschiffe sein, die an meinem Reiche landen!“ rief der Herrscher aus. Die drei koreanischen Fregatten ruhten noch am Orte dieses Sieges, als im Jahre 1868 im Frühjahr ein amerikanisches Schiff sich an der Küste zeigte. Sogleich kam Befehl an die Fregatten, gegen dasselbe zu segeln. Leider war die Entfernung nicht klein; mindestens 10 Meilen. Mit Hilfe zahlreicher Arbeiter und zahlloser Taue aller Größearten legte man diese Strecke in drei Monaten zurück. Aber der amerikanische Dampfer war unterdessen wieder heimgegangen. „Ohne Zweifel,“ sagten die Koreaner, „hat er vor unsern Schiffen Furcht gehabt.“ Ja wohl, wenn er selbe auch nicht sah, so konnte er wenigstens die Seufzer und das Gestöhne derer hören, die sie zogen. Heutzutage ruhen die Schiffe unter den Mauern von Kanghoa und wehe dem, der ihnen zu nahe käme!“ Soweit der Bericht des Missionärs.

Drei Monate auf Haiti.

Der Freistaat Haiti auf der gleichnamigen westindischen Insel hat eine Bevölkerung von 960,000 Seelen. In kirchlicher Beziehung ist das Land in ein Erzbisthum und vier diesem untergebene Bisthümer eingetheilt, nämlich in das Erzbisthum Port-au-Prince (350,000 Seelen), und die Bisthümer Gonaives (110,000 Seelen), Cayes (240,000 Seelen), Cap Haitien (221,000 Seelen) und Port-de-Paix (39,000 Seelen). Hievon sind freilich gegenwärtig drei Bisthümer noch immer unbesetzt; der Erzbischof von Port-au-Prince ist zugleich apostolischer Administrator der beiden Diözesen von Gonaives und Cayes, während der

Bischof von Cap Haitien auch die Diözese Port-de-Paix verwaltet. Nach den Angaben des Bulletin religieux d'Haïti vom November 1874 sind außer den beiden Bischöfen nur 85 Geistliche auf Haiti; von den 67 Pfarreien sind 18 noch unbesetzt. Die Zahl der Priester ist völlig unzulänglich; Pfarreien von 30—50,000 Seelen haben oft nur 2 Priester; daß ein Pfarrer für 18, 20, ja 28 Tausend Pfarrangehörige ausreichen soll, trifft sich gleichfalls öfters. Von Bildungsstätten für den künftigen Klerus besitzt Haiti ein großes und ein kleines Seminar; jenes steht unter Leitung der Priester aus der Gesellschaft Mariä und zählt 28 Seminaristen, von denen 12 noch in diesem Jahre die Priesterweihe empfangen sollen; das kleine Seminar ist den Priestern vom hl. Geiste und vom Herzen Mariä übergeben, unter denen sich auch mehrere deutsche Patres befinden, so die Herren Röscher (Diözese Brixen), Schleweck (Diözese Paderborn), Weick und Lang (Diözese Freiburg i. B.).

Zwei ehemalige Missionäre von Cayenne, die Patres Bobet und Begin aus der Gesellschaft Jesu, leisteten daselbst in zweien der verlassensten Pfarreien während drei Monaten Aushilfe. P. Bobet theilt seine auf Haiti gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen in einem längern Berichte mit; wir geben im Folgenden das Wesentliche seiner Erzählung wieder:

Ich erhielt von Msgr. Guillour den Auftrag, die Pfarrei Saltrou zu versehen. Das Dorf liegt am Meer im Süden der Insel, unweit der Grenze des Freistaates Santo Domingo. Der Name Saltrou heißt Land des Salzes und wirklich ist die Gegend dieser Benennung nicht unwürdig. Denn der Boden ist mit Salz geschwängert, die Brunnen des Dorfes und der Umgebung geben nur brackiges (salziges) Wasser; um trinkbares zu finden, muß man sechs Kilometer weit gehen und einen Berg überschreiten. Die Bewohner von Saltrou sind der unwegsamen und steilen Berge wegen von der übrigen Insel wie abgeschnitten; die Pfarrei des P. Begin, Marigot, grenzte westlich an mein Gebiet; er selbst war nur 8—10 Stunden von mir entfernt; allein es wäre mir rein unmöglich gewesen, zu Land zu ihm zu gelangen; die Berge zwischen den beiden Pfarreien sind zu steil. Am Abend vor meiner Abreise in meinen neuen Wirkungskreis sagten mir Priester, die diesen Landstrich kennen: „P. Begin und Sie haben das wildeste Land und die schwierigsten Berge bekommen von der ganzen Insel; und die Bewohner geben dem Lande an rauher und wilder Art kaum etwas nach. Seit ungefähr 80 Jahren ohne ständigen Priester, wurden sie bloß zweimal im Jahre von einem Geistlichen aus Jacmel besucht. Etwas besser steht es in der Pfarrei des P. Begin in Marigot. Da war wenigstens jeden Monat eine Woche lang ein Priester, um Unterricht zu ertheilen und die heiligen Sakramente zu spenden." Ich entgegnete: „Aber warum weist uns der hochw. Herr Erzbischof gerade diese schwierigen Posten an, obwohl wir uns nicht lange aufhalten können?" „Er war froh, daß Sie kamen," lautete die Antwort, „und er wußte, daß Sie auch diese Stelle nicht ablehnen würden. Es ist schwer, hiefür Priester zu finden." Zu Jacmel traf ich P. Begin und bis Marigot hatten wir denselben Weg. Hier war die Kunde unserer Ankunft uns schon vorangeeilt und die ganze Bevölkerung bereitete uns einen festlichen Empfang; die Glocken läuteten und auf der Schwelle der Kirche stimmte der alte Sakristan im Chorrocke, ein Hauptwürdenträger des Dorfes, das Veni Creator an. Die armen Leute hatten in der That eine herzliche Freude. Zu Saltrou wußte man von meiner Ankunft noch nichts. Um so größer war die Überraschung. Aber welche Dürftigkeit! Die Kirche, aus Brettern aufgeführt und mit Palmblättern bedeckt, ist nur 10 Meter lang und 5 breit; sie war in einem erbärmlichen Zustande. Meine Pfarrei umfaßte einen Bezirk von 18 Stunden Länge, der Küste entlang, und von 5—6 Stunden Breite in die Berge hinein mit ungefähr 15,000 Einwohnern. Im Dorfe selbst und seiner Umgebung sind zwei Drittel der Bevölkerung, d. h. fast alle Erwachsenen und viele Kinder, getauft; in dem Landstriche nach Domingo hin sind aber noch mehr als 3000 Heiden ohne alle Kenntniß der Religion. Ich fand in der Pfarrei nur 45 eingesegnete Ehen vor und traf ungefähr 120 Erwachsene, die ein- oder mehrmal die heilige Communion empfangen hatten. Wie es unter diesen Umständen mit den Sitten beschaffen ist, kann man sich leider denken, es hält unter Anderem besonders schwer, die Männer zum Eingehen einer christlichen Ehe zu vermögen. Wie traurig muß nach einem solchen Leben der Tod sein! Und doch fühlt die große Masse hier kein Bedürfniß nach priesterlichem Beistande in dieser für eine Ewigkeit entscheidenden Stunde. Erkrankt Jemand schwer, so versammelt sich die Nachbarschaft; man spricht einige Gebete dem Sterbenden vor, macht über ihn allerlei abergläubische Zeichen und dann mag er mit diesen und dem Sündenwust seines Lebens in die Ewigkeit hinübergehen; man trinkt und singt hierauf die ganze Nacht um seinen Leichnam und setzt diesen in einer Höhle des Berges bei. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihnen die Nothwendigkeit des priesterlichen Beistandes für die Todesstunde begreiflich zu machen; die ganze Zeit meines Aufenthaltes hindurch legte ich es eigens darauf an, sie zu überzeugen, daß ich immer bereit sei, zu den Kranken zu gehen und daß ich dieses für eine ganz gebieterische Pflicht hielte. Vergebens. Sie haben alle Arten von Ausreden. Bald wollen sie den Pater nicht stören, oder sie denken, ein Weißer setze sich nicht gerne der Sonne aus, oder sagen kurzweg, das sei bei ihnen nicht Gebrauch, da sie ja doch keine Priester hätten. Folgender Fall wird Ihnen noch eine andere Ursache dieser Weigerung aufdecken. Drei Stunden von Saltrou in den Bergen starb ein Mädchen von 19 Jahren; es war 15 Tage krank gewesen und ihr Vater ließ mir nichts anzeigen. Ich stellte ihn hierüber zur Rede: „Du hast Dein Kind ohne Beicht, ohne Sakramente, ohne die erste heilige Communion sterben lassen; seine Seele hat alle ihre Sünden mit sich hinübergetragen vor Gottes Richterstuhl." „O nein, Pater," entgegnete er, „wir haben alle Arten von guten Gebeten verrichtet und sie ist gut gestorben." „Was für Gebete mögen das gewesen sein," rief ich aus, „Du weißt ja nicht einmal das Vaterunser?" „Das ist wahr, aber in meinem Buche stehen alle Arten guter Gebete." Er hatte das Buch in der Hand; ich nahm es; auf 10 Seiten enthielt es drei Gebete zum hl. Benedikt, zum hl. Hubert und zum hl. Joseph. Diese Gebete waren mit unvergleichlichen Ablässen begnadigt; das eine hatte einen Ablaß von hunderttausend Jahren; das andere brauchte nur einmal hergesagt zu werden, um unfehlbar das Paradies zu eröffnen. Von Bedingungen der Buße und dgl. war keine Rede. Leider ist dieses elende spanische Machwerk ziemlich verbreitet und die Leute setzen unbedingtes Vertrauen darein; haben sie zudem über einen Sterbenden in verschiedenen Formen das Kreuzzeichen gemacht, so kann das Paradies ihm nicht fehlen, wie auch immer das Vorleben gewesen sein mag. Das ist ein verhängnißvoller Aberglaube. Andere Male besorgen sie, der Priester könnte für seine Mühewaltung Geld fordern; leider waren vor der Ankunft des Msgr. Cosquer im Jahre 1864 viele Pfarreien mit schlechten Priestern besetzt, von denen mehrere ein gar schmähliches Andenken hinterlassen haben und die meisten nur auf Bereicherung ausgingen. Kommt man aber glücklich an ein Sterbebett, so muß man fast immer von vorne anfangen, die Hauptartikel des Glaubens erklären, den Kranken zur ersten Beicht vorbereiten, die Ehe in Ordnung bringen und wenn die Zeit es erlaubt, noch Unterricht für die erste und letzte Communion des Lebens ertheilen. Armes, bebauernswerthes Volk! Und doch blühte auch hier einstens die Religion! Dieser ganze südliche Theil der Insel wurde im letzten Jahrhundert durch die Söhne des hl. Dominikus mit dem Lichte des Glaubens bekannt gemacht. Dreißig Stunden von hier ist noch eine Stadt von 3000 Einwohnern, die den glorreichen Namen Thomas von Aquin trägt. Die Kirche des P. Begin hat zum Patron den hl. Dominikus, die Andacht zur seligsten Jungfrau ist noch als Erbstück besserer Zeiten sehr tief eingewurzelt. Fünf Kilometer von Saltrou sind noch Ruinen früherer Wohnungen, die Haus

der Prediger heißen. Der Norden und Westen der Insel waren länger als ein Jahrhundert unter der Leitung der Gesellschaft Jesu — und heute sind noch die Spuren früherer besserer Zustände bemerklich. Werden diese Zeiten wiederkehren? Trotz der Laster und der Unwissenheit des Volkes dürfen wir nicht zu streng urtheilen. Wenigstens findet man überall in mehr als einer Hinsicht guten Willen. Sieben Stunden von hier ist ein Dorf von 300 Bewohnern; kaum hörten diese, daß ein Priester angekommen sei, so gaben sie sich daran, eine Kapelle zu bauen und sie arbeiteten mit so viel Ausdauer und gutem Willen, daß ich in der That noch vor meiner Abreise dort Messe lesen konnte.

Alle meine Pfarrangehörigen sind von schwarzer Farbe, nur eine Anzahl zeigt etwas weißen Teint. Hievon abgesehen, können sie in Gestalt, Körperform und Haltung ganz für Franzosen gelten, nur haben sie durchschnittlich kräftigeren Gliederbau und eine größere Statur. Auch die Eigenschaften des französischen Charakters treten kenntlich zu Tage: Lebhaftigkeit, Muth, Kühnheit in der Gefahr, Hartnäckigkeit, selbst an ausgesprochenem Geschmack für Revolutionen fehlt es ihnen nicht. Hören Sie, wie Sie sich einen echten Haitier von heute denken müssen! Ein Reiter mit einem schönen englischen Sattel, mit Sporen von Silber, oder mindestens von Kupfer, einen Dolch an der Seite, einen Revolver in der Tasche — so fühlt er sich glücklich und vergißt die ganze Welt; er tummelt sein Pferd, läßt es die steilen Felsenpfade hinanklettern, oder ergötzt sich hart an grausen Abgründen mit seinen Reiterkunststücken. Wehe Jedem, der ihn angreift oder seiner politischen Ansicht zu heftig widerspricht! Die Frauen stehen an Kühnheit und Reitkunst den Männern kaum nach. Im Jahre 1868 während des unglückseligen Bürgerkrieges, der zwei Drittel der Pflanzungen zerstörte und Städte und Dörfer in großer Zahl einäscherte und nahe an Hunderttausend dem Tod überlieferte, zeigten sich die Frauen ebenso feurig und trotzig, wie die Männer. Sie kämpften zwar nicht, aber sie ermunterten ihre Gatten und Söhne, standhaft bei ihrer politischen Partei auszuharren. Unter anderm war Cayes, eine Stadt von 10—12,000 Einwohnern, westlich von Jacmel, schon seit 16 Tagen bombardirt worden und litt seit 10 Tagen bereits Mangel an Lebensmitteln, als sich das Gerücht verbreitete, General Lisse, der sich gegen die Truppen von Salnave vertheidigte, wolle kapituliren; die Frauen dringen in ihn, nicht nachzugeben; und eine Frau, die ich selber kenne, und die durch einen Granatsplitter war verwundet worden, ließ sich zum General tragen, um ihn zu beschwören, bis zum letzten Athemzuge im Kampfe fortzufahren. — In Kriegszeiten sind alle Männer Soldaten; während des Friedens lieben sie es leidenschaftlich, militärische Uebungen, Revüen und Paraden abzuhalten. Dank dieser Leidenschaft, störte dann auch der Lärm der militärischen Übungen jeden ersten Sonntag im Monat den Nachmittaggottesdienst. Am Samstag Abend kündigen bereits vier Tambours das große Ereigniß des folgenden Tages an; und um 10 oder 12 Uhr Nachts, wenn schon seit mehreren Stunden Jedermann zur Übergenüge hievon unterrichtet ist und nach Ruhe verlangt, wirbeln sie noch immer tapfer darauf los. Im Manöver selbst sind hier an 150 Mann betheiligt, die fünf Generäle und zehn Obersten miteinbegriffen. Ich fand diesen Generalstab leicht heraus; denn nur dieser darf bei den Übungen zu Pferde erscheinen, und ich zählte regelmäßig 15 Reiter. Hauptleute und Offiziere gab's außerdem sicher noch viele, aber sie unterscheiden sich weiter nicht vom gemeinen Manne. Auch in den Städten finden die militärischen Übungen in derselben Weise statt, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß da noch mehr Generäle und weniger Soldaten angetroffen werden. In Port-au-Prince sah ich einmal den Generalstab der Republik vorbeidefiliren, den Präsidenten an der Spitze; es waren dabei außer den Ministern 16 Generäle und 30 Soldaten. Alle Generäle waren in Uniform und vollständig gekleidet; denn nur Soldaten und Unteroffiziere haben das Recht, barfuß zu gehen. Aber welch' ein hoher Grad von Nationalstolz birgt sich unter der ärmlichen Ausrüstung? Der unabhängige, ungelehrige, ja selbst wilde Sinn, den sie zur Zeit von Toussaint L'Ouverture bewährten, ist noch immer derselbe geblieben und sie sind heute noch immer bereit, gegen jede Nation, die sie bedroht, einen ebenso schrecklichen Krieg zu beginnen, wie sie ihn gegen die Franzosen von 1790—1802 führten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Polynesien.

Sandwich-Archipel. Wir haben früher (1874. S. 130) die Verdienste des P. Albert Montiton, aus der Congregation der hh. Herzen, um die Bekehrung der Paumotu- (Tuamotu-) Inseln hervorgehoben und ebendaselbst mitgetheilt, daß derselbe durch seinen Gesundheitszustand gezwungen worden sei, nach Europa zurückzukehren. Indessen litt es den seeleneifrigen Missionär nicht lange in der alten Heimath; er sehnte sich zurück unter seine Neubekehrten; weil aber seine geschwächten Kräfte die Anstrengungen auf seinem früheren Missionsfelde nicht zu ertragen vermochten, sandten ihn seine Oberen zu den hawaiischen Inseln (Sandwich-Archipel), und wiesen ihm einen Missionsbezirk zu Waïkane auf Oahu, der bedeutendsten Insel des Archipels, an. Von dort schreibt er am 15. Februar 1875:

„Am 17. December 1874 landete ich zu Honolulu und am 6. Januar konnte ich schon meine erste Predigt in der St. Annen-Kirche in der Landessprache halten. [Die auf den hawaiischen Inseln übliche Sprache ist nur dialektisch von der Sprache der Tuamotu-Inseln verschieden.] Nachdem ich dann rasch die verschiedenen Stationen der Insel Oahu besucht hatte, wurde ich beauftragt, die beiden zur St. Anna-Pfarrei gehörigen Außenstationen von Waïkane und Papakoko zu versehen. Am liebsten wäre ich zu den Aussätzigen nach Molokai gegangen, allein P. Damian versieht sein Amt mit einer solchen Hingebung und einem solchen Erfolg, daß er keines Ersatzmannes bedarf, und da auch bis jetzt seine Gesundheit nicht gelitten, bedarf er noch keiner weiteren Hilfe.

Mein Missionsbezirk ist also vorläufig der nördliche Theil des Kreises von Kulau; er bildet einen etwa 5—6 Stunden langen Gürtel zwischen dem Meere und dem Gebirge; der Weg, der ihn durchschneidet, führt fast beständig am Ufer des Meeres entlang und bietet dem Auge ein ebenso entzückendes als großartiges Schauspiel, Auf der einen Seite fällt der Blick fernhin auf die ungeheure Fläche des Meeres und in der Nähe auf die Klippen, an denen sich die Wogen schäumend brechen, und auf die Barken und Nachen, welche die Fluthen durchschneiden. Nach der andern Seite ist das Gemälde weniger großartig, aber freundlicher und mannigfaltiger; hier sind es große Pferde- oder Rindviehheerden, welche frei auf ausgedehnten Wiesen oder mitten in einem rings von hohen zackigen Bergen eingeschlossenen Thale weiden; dort erheben sich fast senkrecht schwarze Felsen und drängen den Weg bis fast in's Meer hinein; überall trifft man einzelstehende Häuser oder kleine Dörfchen, welche die Landschaft beleben.

Leider herrscht in diesem so schönen und gesegneten Landstrich noch immer der Irrglaube. Waïkane und Papakoko sind zwei Gemeinden, die aus Mangel an Missionären seit der Krankheit ihres letzten Seelsorgers etwas vernachläßigt wurden, unsere Kanaken aber bleiben immer große Kinder, die von ihren Missionären stets bewacht und aufrecht gehalten sein wollen. Möchte ich so glücklich sein, in den Lauen

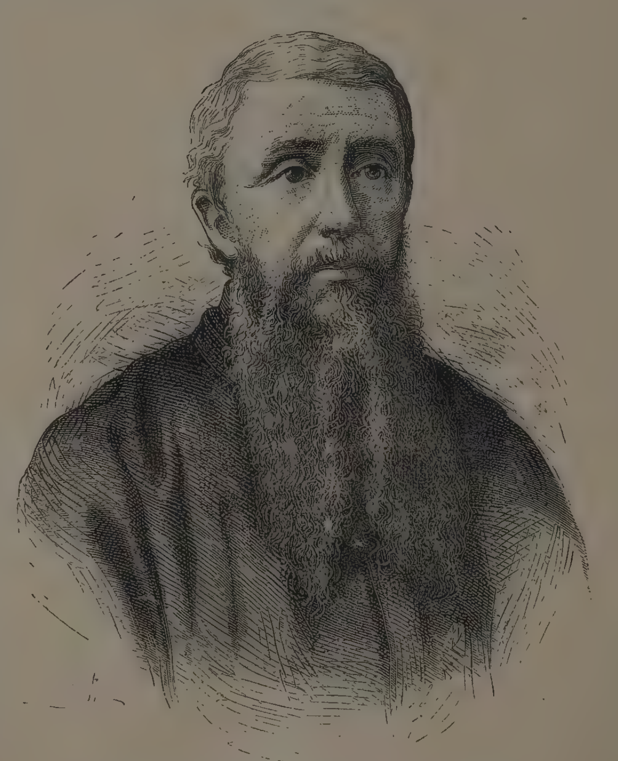
wieder den ersten Eifer anzufachen und die verirrten Schäflein wieder zur Heerde zurückzuführen.

Jenseits Papakoko befindet sich das Hauptlager der Mormonen; es sind schlechte Nachbarn, die ich schon auf den Paumotu-Inseln hinlänglich kennen gelernt habe. Indessen fürchte ich, daß sie mir hier noch mehr Schwierigkeiten bereiten werden, da sie in der Hand einiger Amerikaner sind, von denen sie ausgebeutet werden. Außerdem finden sich hier sowohl als auf dem ganzen Archipel viele Chinesen und ihre Zahl wächst stets. Sie bauen Reis und arbeiten in den Zuckerfabriken der Amerikaner. Trotz ihres Fleißes sind auch sie für die Eingeborenen eine Gefahr, da sie deren schlechten Neigungen auf jegliche Weise Vorschub leisten. Um über alle diese Hindernisse zu siegen, bitte ich um das eifrige Gebet der europäischen Christen.

Das Land ist ruhig und glücklich; der König Kalakaua, den ich im verflossenen December in San Francisco sah, kehrt soeben nach dreimonatlicher Abwesenheit nach Honolulu zurück und ist mit großen Feierlichkeiten empfangen worden. Weitere Nachrichten über die Mission kann ich Ihnen noch nicht mittheilen, da ich noch zu neu hier bin; außerdem bin ich noch mit Arbeiten überladen, um mich in meiner neuen Stellung zurechtzufinden; namentlich wird mir die Errichtung von Schulen viele Beschäftigung geben, allein diese Schulen sind hier absolut nothwendig, ohne sie würde uns die Jugend entgehen, und so darf ich diese Last nicht scheuen."

In einem vom 21. Februar 1875 aus Honolulu datirten Briefe beschreibt ein anderer Missionär den Empfang Kalakaua's bei seiner Rückkehr in seine Hauptstadt. Wir citiren aus diesem Briefe einige Zeilen, um unsern Lesern zu zeigen, wie sehr sich auf den hawaiischen Inseln bereits Alles — wir sagen nicht: civilisirt, sondern — europäisirt hat.

„Seit dem 15. Febr. ist der König von seiner Reise nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Sobald das Schiff in Sicht war, begannen auf ein durch einen Kanonenschuß gegebenes Signal alle Glocken der Stadt zu läuten. Die Eingeborenen strömen herbei und im Augenblick ist der ganze Quai mit einer festtäglich geschmückten Menge bedeckt; die Civil- und Militärbehörden sind zur Stelle; die Straßen, welche der König bis zu seinem Palast durchziehen muß, sind mit Blumen und Laubwerk bedeckt, die Schulkinder tragen Blumensträuße in der Hand und Blumenkränze auf dem Kopfe, aus allen Fenstern der öffentlichen und Privat-Gebäude flattern Flaggen in allen möglichen Farben. Nachdem der König beim Einlaufen in den Hafen von allen Kriegsschiffen mit einer Salve von 21 Schüssen begrüßt worden ist, steigt er an's Land. Ein lautes, vielstimmiges, endloses Hurrah ertönt, während die königliche Musikbande ihre besten Melodien erschallen läßt. Der glückliche Beherrscher der hawaiischen Inseln besteigt den Wagen und umdrängt von einer ihm zujauchzenden Menge fährt er langsam — damit Allen das Vergnügen, ihn zu sehen, zu Theil wird — seinem Palaste zu. Von den Balkonen und aus den Fenstern fällt ein förmlicher Blumenregen auf ihn herab. So gelangt er in seinen Palast, aber die freudige Menge drängt sich noch lange herum, nachdem Kalakaua schon unsichtbar geworden. Am Abend findet eine große Illumination statt. Der Thurm unserer Kirche zog durch seine Transparente aller Augen auf sich. Auf allen benachbarten Höhen ringsum loderten Freudenfeuer und ein großer Fackelzug beschließt die Feier."


P. Albert Montiton aus der Gesellschaft der hh. Herzen.

Annam.

Abbé Monrouziès, Missionär von Süd-Tongkin, welcher jüngst aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückgekehrt ist, theilt uns aus Paris unter dem 8. Mai folgenden Bericht über die augenblickliche Lage der südtongkinesischen Christen mit.

„Ich bringe Ihnen die neuesten Nachrichten aus der hartgeprüften Mission von Süd-Tongkin. Während des Monats Februar durchwanderte ich auf Befehl meines Bischofes die Trümmer unserer zerstörten Gemeinden und noch am 15. März war ich in Huë, der Hauptstadt Annams. Auf meiner Reise in die Heimath bin ich von zahlreichen Bekannten um das Geschick unserer Christen befragt worden, und aus dem Staunen und der Bewegung, welche meine Antworten verursachten, habe ich ersehen, wie wenig deren jetzige Lage, seit der Wiederherstellung des Friedens, bekannt ist. Deßhalb dürfte auch ein kurzer Überblick über die augenblicklichen Verhältnisse den Lesern Ihrer Katholischen Missionen nicht uninteressant sein.

Seit dem Monat August (1874) ist, wenn wir von einigen wenigen Ermordungen absehen, kein Christenblut in Süd-Tongkin mehr geflossen; aber die Mandarine, welche das Blutbad vom vorigen Jahre zugelassen haben, betreiben jetzt die Verfolgung auf eigene Faust, indem sie den Christen den Schutz der Gesetze entziehen, dagegen sie mit Strenge zur Erfüllung der lästigen und beschwerlichen Pflichten, welche die Gesetze auflegen, anzuhalten verstehen. Auf diese Weise verhindern sie den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer, halten die Unglücklichen in Elend und Armuth zurück und suchen dieselben verächtlich zu machen, um so den guten Eindruck zu zerstören, den die Treue, der Muth und die Erfolge der Christen beim jüngsten Krieg auf die ganze Bevölkerung gemacht hatten.

Einige Einzelheiten werden dieses klarer darthun. Nachdem die Empörung der Gelehrtenzunft von Nghe-An mit Hilfe der Christen unterdrückt war, wüthete die Regierung im Interesse ihrer eigenen Sicherheit gegen eine große Menge von Rebellen; aber auch nicht einer von denen, welche die Christendörfer geplündert und eingeäschert und Christen ermordet hatten, wurde bestraft, vielmehr wurden die, welche den Christen am meisten Böses zugefügt hatten, zu höheren Würden befördert. Die Kreisvorsteher hatten alle, freiwillig oder ge-

zwungen, sich an der Rebellion, alle auch an der Zerstörung unserer Dörfer betheiligt; nur einer hatte sich den Greuelscenen widersetzt und durch seine Energie die Ermordung der Christen in einem ganzen Kreise zu verhindern gewußt; gerade dieser wurde nun allein unter den rebellischen Kreisvorstehern herausgegriffen und mit dem Tode bestraft. Die Ermordung der Christen ist also unbestraft geblieben, der den Christen gewährte Schutz bestraft worden.

Ebenso wenig wurde den Christen für ihre zerstörten Dörfer irgend eine Entschädigung gewährt. Als im verflossenen September die Ruhe wiederzukehren schien, sendeten die nach Xa-Doai und den drei umliegenden Dörfern geflohenen Christen einige aus ihrer Mitte ab, um für ihre Rückkehr in die Heimath Alles vorzubereiten. Diese wendeten sich an die benachbarten heidnischen Dörfer und baten um Rückgabe der den Christen geraubten Gegenstände. Zur Antwort aber erhielten sie nur Drohungen: „Was habt ihr hier zu thun? Gehet zu eurem Bischof, gehet nach Europa, da ihr euch ja doch zu der Religion des Westens bekennt. Wenn einer von euch die Kühnheit haben sollte, zurückzukehren, so möge er wissen, daß das Schwert, das eure Brüder getödtet hat, noch immer in unsern Händen ist." So zurückgewiesen, wendeten sich die Christen an die Mandarine ihres Kreises, aber auch diese — sei es aus Furcht, sei es wegen ihrer Mitschuld bei der Beutevertheilung — weigerten sich, einen Proceß einzuleiten; einer der Kreisvorsteher gestand einem unserer eingeborenen Priester, daß er auf Befehl des Untergouverneurs so habe handeln müssen. Da glaubte nun Msgr. Gauthier die Vertheidigung der Interessen seiner unglücklichen Heerde in die Hand nehmen zu müssen. In seinem Auftrage wendete sich sein Coadjutor, Msgr. Croc, an den Gouverneur selbst. Dieser empfing den Bittsteller höflich aber kalt, er versprach auch, beim Hofe für die Christen sich zu verwenden und glaubte aus eigener Machtvollkommenheit den zerstörten Dörfern einen Aufschub in der Abtragung der Steuern und anderen Lasten bewilligen zu können. Unterdessen hatte sich unser apostolischer Vikar direkt an den König und an das Ministerium mit zwei Petitionen gewendet, in welchen er sowohl das Unglück der Christen als ihre Verdienste um die Regierung kurz schilderte und, auf das Versprechen der Obermandarine, die Christen ganz schadlos zu halten, gestützt, den König bat, seinen treuesten Unterthanen zu Hilfe zu kommen. „Wir verlangen nicht das Blut der Schuldigen," fügte der Bischof hinzu, „wir verlangen nur, daß sie gezwungen werden, das geraubte Gut seinen ursprünglichen Eigenthümern zurückzustellen." Der hochwürdigste Bischof erhielt die Antwort auf diese Bittschrift in einem vom König an den Gouverneur von Nghe-An adressirten Dekret. In demselben wird allen Dörfern, die während der letzten Wirren bedeutende Verluste hatten, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Könige treu geblieben sind oder rebellirt haben, ein Steuernachlaß von drei Monaten bewilligt; dagegen von der Rückgabe der geraubten Güter war darin keine Rede. So geschah es denn auch, daß von da an sowohl die Obermandarine als die Bezirks- und Kreisvorsteher alle Reclamationen von Seiten der Christen einfach zurückwiesen.

Der Kreisvorsteher von Huong-Son, welcher früher manchmal Beweise seiner Gerechtigkeit und Billigkeit geliefert hatte, wurde gezwungen — wie es scheint, durch höheren Befehl — seinen Amtsgenossen nachzuahmen. Zwei Christen kamen zu ihm und baten ihn, sie wieder in den Besitz von einigen werthvollen Gegenständen zu setzen, welche sich augenblicklich in den Händen einiger Räuber befanden, die den Vater, die Mutter und drei andere Familienglieder der Kläger ermordet hatten. „Ihr seid bemitleidenswerth und ich habe mit euch die größte Theilnahme," erwiederte ihnen der Richter, „aber ich kann nichts für euch thun."

Der Bezirksvorsteher von Dong-Thanh machte nicht einmal so viele Complimente, obgleich er bloß der Treue und Tapferkeit der Christen sein Leben verdankt. Ong-Viet, ein ehemals reicher, jetzt aber ganz verarmter Christ, kommt zu ihm und theilt ihm mit, daß die Heiden nicht nur sein Haus geplündert, sondern es auch eingeäschert und in demselben zwanzig Personen, darunter seine Frau und drei seiner Kinder, lebendig verbrannt haben. Nichts sei ihm geblieben als der nackte Boden seines verwüsteten Gartens und seiner verheerten Felder, sowie zwei kleine Kinder, die den Flammen entronnen seien. Einen großen Theil seiner geraubten Güter wußte er in den Händen einiger der Räuber; er bat den Mandarin, ihn wieder in den Besitz seines Eigenthums zu setzen. Der Bezirksvorsteher wußte recht wohl, daß diese Klage die reinste Wahrheit sei, trotzdem entschied er: „Viet, das Unglück deiner Familie ist schon eine alte Geschichte; deine Güter haben die Rebellen mit sich genommen; gehe." Zuweilen lassen sich die Richter auch wohl herbei, einen Grund anzugeben für ihre Rechtsverweigerung: „Ihr Christen dürft nicht klagen auf die Wiederherausgabe eures Eigenthums" — so lautet dieser merkwürdige Grund — „da der König mehrere Provinzen verloren hat und auch nicht weiß, an welches Gericht er sich wenden soll, um sie zurückzuerhalten."

Diese und ähnliche Zurückweisungen, welche die Christen erfuhren, waren wohl geeignet, sie zu entmuthigen und ihre Gegner wieder aufzurichten. Diese verhehlten auch nicht, daß sie die Plünderung und das Blutbad bald zu erneuern gedächten; der Plan dazu war sogar schon entworfen. Es sollten nicht mehr fliegende Banden zur Zerstörung der Christendörfer gebildet werden, sondern die heidnischen Dörfer erhielten den Auftrag, mit ihren christlichen Nachbardörfern aufzuräumen. Die bevorstehende Vernichtung der Christen schien eine so ausgemachte Sache, daß die Heiden sich schon als die faktischen Herren der Ländereien der Christen betrachteten und Jenen, welche von den Christen Land ankaufen wollten, abriethen, da sie dasselbe ja über wenige Wochen umsonst haben würden.

Indessen so traurig auch die Lage der Christen war, so ließen sie sich doch nicht zur Verzweiflung treiben. Im December versuchten sie noch einmal in ihr Eigenthum zurückzukehren; zwei Missionäre, die PP. Beyssac und Blanchard, begleiteten sie in die gefährlichsten Bezirke, damit ihre Gegenwart die Heiden ein wenig im Schach halte. Der Versuch gelang dieses Mal, aber unter welchen Mühen und Opfern! Ich sehe noch diese traurigen Anfänge; hier mußte ein armer Heide, der etwas weniger christenfeindlich war, als seine Nachbarn, einer Christenfamilie ein Eckchen seiner Hütte einräumen, dort erhielten die Überbleibsel einer ehemals reichen Familie die Erlaubniß, sich einen kleinen Verschlag in ihrem ganz verwüsteten Garten zu errichten und mit geliehenen Werkzeugen einen Theil des Gartens zu bestellen, so viel als zur Aussaat des erbettelten Reises oder Gemüses hinreichte. Während die Familie auf die Ernte wartet, lebt sie, Gott weiß wie, ist aber großmüthig genug, ihren kleinen Verschlag mit einer neuankommenden noch ärmeren Familie zu theilen. Die Mission muß zuletzt überall helfen, damit die Unglücklichen nicht Hungers sterben; die nach Xa-Doai Geflüchteten erhalten von der Regierung täglich 10 Pf., die Kinder 5 Pf.; wie wäre es möglich, davon zu leben, wenn nicht der Bischof zu Hilfe käme!

Ich habe nur einen kleinen Theil des traurigen Gemäldes Ihnen enthüllt; auf eine Beschreibung der Trümmer und Ruinen, die ich besucht habe, lasse ich mich nicht ein; ich sende Ihnen aber einliegend einen Brief meines Mitbruders, des Herrn Blanchard, der ein paar Worte darüber sagt. Wir waren Beide sehr erstaunt, zu sehen, wie wenig das Übermaß der Leiden unsere unglücklichen Christen von Dong-Thanh, die am meisten gelitten haben, niederzuschlagen vermochte; in anderen Bezirken haben unsere Missionäre dieselbe Erfahrung gemacht. Offenbar hielt Gott durch die Gnade des lebendigen Glaubens und einer heldenmäßigen Geduld die um seines Namens willen Verfolgten aufrecht. Möchte der Herr fortfahren, sie mit seiner Gnade zu unterstützen, denn ihre Leiden scheinen noch immer zu wachsen.

In den ersten Tagen des Februar vertheilte Msgr. Gauthier an die ärmsten Familien 10,000 Franken; es waren ihrer aber so viele, daß jede Familie nur etwas mehr als 3 Franken erhielt; da man nun auf die Familie durchschnittlich 5 Glieder rechnen darf, wurden also etwa 15,000 Personen unterstützt. Offenbar war diese Gabe zu

klein, aber die Mission konnte nicht mehr thun: seit dem Beginn dieser letzten Verfolgung hat sie ihre Hilfsquellen vollständig erschöpft, indem sie schon über 100,000 Franken austheilte. Als ich am 10. März in Hue war, erfuhr ich, daß täglich gegen 200 Bettler sich bei der Mission ihren täglichen Unterhalt holten; Geld konnte man ihnen nicht geben, aber man kochte für sie einen großen Kessel Reis; früh Morgens stellten sich die Unglücklichen ein, kaum mit Lumpen bedeckt, weinend vor Hunger und Kälte, und jeder erhielt dann ein Paar Hände voll Reis; das war der Unterhalt für den ganzen Tag. Dazu kam, daß gerade auch noch die Steuern eingefordert werden sollten; die Vorsteher der Christendörfer wurden in die Amtshäuser beschieden, um mit Hilfe des Bambusrohres sie zum Zahlen zu bewegen; allein es war leichter, das Blut aus ihren Adern zu schlagen, als auch nur einen Pfennig von ihnen zu erhalten; da sie gar nichts hatten, mußte man sie wieder geben lassen.

Es steht zu befürchten, daß das Elend zuletzt den Sieg über ihre Standhaftigkeit davon trägt. „Wir haben keine Angst vor dem Tod," sagten sie im Beginn der Verfolgung, „aber wir fürchten uns vor dem schrecklichen Elend, das uns und unsere Familien auf lange Zeit heimsuchen wird als nothwendige Folge der Verfolgung." Leider fehlt es ihnen gar sehr an Unterstützung; die anderen Christen Tongkins, welche von den letzten Unruhen nichts zu leiden hatten, sind selbst arm, die Heiden sind unerbittlich und die Regierung hart und kalt. Es bleibt ihnen also nur die Hilfe der Mission und diese kann nicht mehr für sie thun, als die aus Europa kommenden Almosen gestatten."

Der Brief des Herrn Blanchard, von welchem oben die Rede war, ist aus Dong-Thanh, Ende Januar, datirt und lautet folgendermaßen:

„Seit dem ersten Januar habe ich diesen unglücklichen Distrikt von Dong-Thanh nach allen Richtungen durchkreuzt und etwa zwei Drittel von dem besucht, was ehemals unsere Christengemeinden waren. Überall nur Traurigkeit, Trümmer, Verwüstung! In den heidnischen Dörfern ist Alles in blühendem Zustand, aber erhebe ich mich, um über die Bambushecken hinaus irgend ein Anzeichen von einem christlichen Dorfe zu suchen, so finde ich nichts, gar nichts. Höchstens zeigt in weiten Zwischenräumen eine dünne Rauchsäule ein christliches Dörfchen an; wende ich mich aber hin, so treffe ich nur auf ein Strohdach, das auf vier Pfählen ruht und für eine, zwei oder gar drei Familien als Wohnung dient. Die Kinder weinen vor Hunger; des Morgens haben sie eine Handvoll Reis erhalten, Mittags erhalten sie nichts, aber wenn es gut geht, werden sie am Abend wieder eine Handvoll erhalten. Die halbverhungerten Mütter haben keine Nahrung mehr für ihre Säuglinge. Wie groß das Elend in den anderen Distrikten ist, weiß ich nicht, aber hier kann es nicht größer sein. Die Hilfe, welche Mgr. Gauthier uns zu leisten vermag, ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das Loch, das ich augenblicklich bewohne, muß Abends als Zufluchtsort für 4 Familien dienen, so daß wir zu 25—30 Personen hier auf dem Stroh liegen.

Dieser Tage besuchte ich drei Dörfer; da ich im ersten nur einige Frauen antraf, fragte ich: „Wo sind denn die Männer? Kommt keiner, mich zu begrüßen?" — „Pater," lautete die Antwort, „Männer gibt es nicht mehr hier; alle sind enthauptet worden; hier sind bloß Frauen und Kinder." In den beiden folgenden Dörfern fand ich den gleichen Empfang, stellte die nämliche Frage und erhielt die nämliche Antwort.

Kurz vorher hatte ich einen Christen getroffen, der mich einlud, sein Dorf zu besuchen. Seit einem Jahre war er selbst nicht mehr hingekommen. Er erzählte mir, daß damals sein Dorf 76 Wohnungen gezählt und eine schöne neue Kirche besessen habe, die gerade hätte eingeweiht werden sollen. „Hier, Pater," sagte er, „war es." Ich sah um mich und erblickte bloß den mit Asche bedeckten Boden; sogar die Bambushecke, die jedes annamitische Dorf umgibt, war zerstört, der Brunnen am Eingange des Dorfes mit Schmutz und Geröll verschüttet. Nur an den Trümmern konnte man erkennen, daß hier einmal ein reiches Dorf gewesen. Christen waren keine mehr da; 84 waren hier enthauptet und verbrannt worden. „Ach Gott," sagte mein Begleiter, „man sieht ja hier nur Gräber." In der That, die Gräber sind allein noch übrig geblieben und zwischen der Asche der Hütten erblickt man hier und da verkohlte Knochen. Das ist so ziemlich der Zustand aller Dörfer in der Mitte und im unteren Theile des Kreises von Dong-Thanh; morgen will ich beginnen, den höher gelegenen Theil zu besuchen. Was mich dort erwartet, weiß ich noch nicht."

Tibet.

Die neue Verfolgung, von welcher wir im verflossenen Jahre zu verschiedenen Malen sprachen (1874. S. 81, 150, 239) und welche die Missionsstationen von Jerkalo und Bathang ganz zerstört und damit auch die Hoffnung auf ein weiteres Vordringen nach Tibet abgeschnitten zu haben schien, hat ihr Ende erreicht; Dank der Beharrlichkeit und dem Muthe der Missionäre, sind die beiden Stationen wiederhergestellt. Mgr. Chauveau, der apostolische Vikar von Tibet, schreibt am 24. Januar 1875 aus Ta-tsien-lu an Abbé Chirou, einen der Direktoren am Pariser Missionsseminar:

„Bei seiner Ankunft in Bathang ließ der neue Mandarin die beiden anerkannten Häuptlinge des Bezirkes rufen und befahl ihnen, sofort zwei Männer nach Jerkalo abzusenden und den Herrn Desgodins nach Bathang einzuladen. Durch dieselbe Gelegenheit übermittelte er dem Missionär einen Brief, den ich geschrieben, und eine von ihm selbst geschriebene Depesche. Da der Mandarin entschieden und ernst sprach, machten die beiden Häuptlinge keine Einwendung, sondern gehorchten ohne Zögern.

Am folgenden Tage versammelte er die Spitzen der kleinen Republik, nämlich die beiden vom chinesischen Hofe anerkannten Häuptlinge, die Lamas, die Stadtverordneten, die Kaufleute, kurz alle irgendwie einflußreichen Personen des Distriktes. Er beklagte sich vor ihnen lebhaft, daß man die Verwegenheit gehabt habe, die Franzosen fortzujagen, ihre Häuser zu zerstören, ihre Möbel zu zertrümmern und zu stehlen, ohne vorher die Einwilligung der Regierung einzuholen. Diese Worte waren vorzugsweise an die Lamas gerichtet und deßhalb glaubte denn auch ihr Vorsteher, der Kembo, antworten zu müssen, man habe so gehandelt, weil im Jahre 1870 ein so schreckliches Erdbeben stattgefunden, weil die wilden Thiere von Tag zu Tag zunähmen, weil die Mäuse das Getreide zerstört hätten und das Volk täglich ärmer werde. Aber der Mandarin gebot ihm Stillschweigen und gab sich die Mühe, ihm nachzuweisen, wie thöricht und unsinnig seine Anklagen seien; dann aber warf er ihm auch geradezu vor, absichtlich unter dem unwissenden Volke diese dummen Vorurtheile zu unterhalten, und gab ihm zu verstehen, er habe noch überzeugendere Beweise, als bloße Worte, vorräthig, wenn er sich durch seine Worte nicht wolle überzeugen lassen. Der Kembo verstand, was das heißen sollte, und erklärte sich für vollkommen überzeugt; die Übrigen folgten seinem Beispiele. So wurden denn in der nämlichen Sitzung noch die vom Mandarin geforderten Beschlüsse gefaßt. Man versprach unsere Häuser aufzubauen, die 1873 weggenommenen Felder zurückzugeben, die gestohlenen Gegenstände aufsuchen zu lassen und für die nicht gefundenen oder beschädigten einen entsprechenden Ersatz zu leisten, endlich uns künftig nicht mehr zu belästigen, sondern friedlich und freundschaftlich mit uns zu leben, wie in der ersten Zeit nach unserer Ankunft.

Am 31. December 1874 langte Herr Desgodins in Bathang an. Auf dem ganzen Wege von Jerkalo an hat er eine wenigstens im Äußeren bedeutende Sinnesänderung unter den Eingeborenen wahrgenommen; man war freundlicher und offener ihm gegenüber und die alte Freundschaft des gewöhnlichen Volkes trat in dem herzlichen und formloseren Umgang mit ihm zu Tage; man beglückwünschte ihn offen

wegen des gewonnenen Prozesses und möchte ihn auf jede Weise die Unannehmlichkeiten vergessen machen, die man ihm 1873 hatte anthun müssen.

„Zu Bathang wurde Herr Desgodins gut aufgenommen. Am Tage nach seiner Ankunft stattete er den chinesischen und tibetanischen Civil- und Militärbehörden seinen Besuch ab und diese erwiederten denselben sofort; man schickte ihm sogar Geschenke und wies ihm die beste Wohnung an, die in Bathang zu finden ist. Nach einigen wenigen Unterredungen mit dem neuen Mandarin war die ganze Sache schon in Ordnung; es wurde eine Aufforderung angeschlagen, die Gegenstände zurückzubringen, welche ehemals den Franzosen gehört hätten, und der Wiederaufbau des Hauses wurde unter der Leitung des Abbé Desgodins begonnen. Das ebenfalls zerstörte Haus in Bonnae kann erst im April in Angriff genommen werden, weil der Frost vorher die Arbeiten unmöglich macht.

So sind wir denn nach einem Jahre des Kampfes und der Beharrlichkeit wieder nach Bathang zurückgekehrt und officiell in unser Eigenthum wieder eingesetzt. Die Freunde der Mission von Tibet werden sich mit uns darüber freuen und ihre Gebete mit den unsern vereinen, auf daß der Herr nun auch befestige und kräftige, was nur durch seine Hilfe zu beginnen möglich war."

Ostindien.

Calcutta, die Hauptstadt des anglo-indischen Reiches, das London Ostindiens, erlangt in der letzten Zeit auch für die katholische Kirche eine erhöhte Bedeutung. Es ist nicht ganz leicht, einen vollständigen Überblick zu gewinnen über das, was in dieser Weltstadt für die katholische Kirche bereits geschehen ist und geschieht. Daß dieses aber nicht gering ist, ersehen wir, wenn wir unser Auge auf die bestehenden katholischen Anstalten richten.

Die bedeutenderen Mittelpunkte des katholischen Lebens in der Stadt Calcutta sind folgende:

1. Die Kirche U. L. F. vom Rosenkranz zu Murgihatta, welche zugleich als Kathedralkirche dient. Dieselbe wird meistens von einheimischen Portugiesen besucht.

2. Die Kirche von Dorumtollah, dem hl. Herzen Jesu geweiht; sie liegt in dem Stadtviertel, in welchem die meisten Europäer wohnen, und ist wohl die besuchteste aller Kirchen.

3. Die St. Thomas-Kirche; sie ist die schönste, wird aber fast nur von den katholischen Engländern besucht. Bei dieser Kirche liegt das Kloster der Schwestern von Loretto.

4. Die St. Patrik-Kapelle im Fort William ist zunächst für die irländischen Soldaten bestimmt, dient aber zugleich als Pfarrkirche für das Stadtviertel Kuli-Bazar.

5. Die Xaverius-Kapelle zu Bow-Bazar wird fast nur von europäischen Ansiedlern (East Indians) besucht.

6. Die St. Josephs-Kapelle, von welcher gleich ausführlicher die Rede sein soll.

7. Die St. Johannes-Kapelle zu Boitakhanah, in der Nähe des katholischen Kirchhofes.

8. Die Kirche U. L. F. von den sieben Schmerzen, welche ausschließlich für die Portugiesen bestimmt ist, und einstweilen noch unter der Jurisdiktion des Erzbischofs von Goa steht.

An anderweitigen katholischen Instituten besitzt Calcutta:

1. Das St. Xaverius-Colleg, ein ziemlich imposantes Gebäude, welches ursprünglich zum Theater bestimmt war. Mehrere hundert Knaben und Jünglinge erhalten hier den höhern Unterricht. Die Hälfte, oft wohl die Mehrzahl, der Schüler besteht aus Nicht-Katholiken (Muhammedaner, Hindus, Protestanten). Der Hauptzweck des Collegs besteht darin, die katholische Jugend von den vielen schlechten Erziehungsanstalten fern zu halten.

2. Die Bengal-Akademie, in der Nähe von Bow-Bazar.

3. Das Waisenhaus zu Murgihatta bei der Kathedrale, unter der Leitung der „Christian Brothers".

4. Die Schule von Bow-Bazar, in welcher diese nämlichen Brüder den Unterricht ertheilen.

5.—7. Die Mädchenschule von Bow-Bazar, Boitakhanah und Murgihatta unter Leitung der Schwestern von Loretto.

8. Kloster und Pensionat der Schwestern von Loretto.

9.—10. Das St. Vincent's-Haus und Magdalenen-Asyl unter der Leitung der Kreuzschwestern. (Vergl. 1874. S. 126.)

Die vielen in Calcutta ansässigen Europäer nehmen den größeren Theil der seelsorgerlichen Thätigkeit der Missionäre in Anspruch. Dabei werden aber auch die eingebornen Katholiken nicht vergessen. Für sie besteht eine besondere Pfarrei bei der St. Josephs-Kapelle. Wir wollen dem Schreiben eines Missionärs, welcher eine Zeit lang als Pfarrer an dieser Kapelle fungirte, einige Mittheilungen entnehmen, die uns ein Bild des kirchlichen Lebens unter den eingebornen Christen in Calcutta zu geben vermögen.

„Die St. Josephs-Pfarrei gleicht einem unermeßlichen Felde, auf welchem recht spärlich hie und da eine Fruchtähre unter einer erdrückenden Masse von Unkraut emporsproßt. Der größere und Gottlob auch bessere Theil meiner Heerde besteht aus Madrassis, d. h. Eingeborenen der südlichen Länderstriche (Malabar, Madura, Pondichery, Madras u. s. w.), welche die Armuth und die Hoffnung, irgend eine Anstellung zu erlangen, zur Hauptstadt getrieben. Den andern Theil bilden Bengalis, d. i. hier geborene Christen. Hieraus erklärt sich, warum meine Pfarrei bald die madrassische, bald die der eingeborenen Christen genannt wird.

„Die als Pfarrkirche dienende Josephs-Kapelle ist ein wahres Muster von Armuth. Sie ist sehr niedrig und bescheiden, aber äußerst reinlich gehalten und ich bin sicher, daß der liebe Gott gern in diesem Tempel weilt, lieber als in manchen Ihrer herrlichen europäischen Kirchen. Die Statue des hl. Joseph, welche den Hochaltar ziert, ist nichts weniger als ein Kunstwerk, aber unsere guten Madrassen finden sie recht hübsch. Von ähnlicher Beschaffenheit sind die beiden an der Seite des Hauptaltars befindlichen Glasfenster, welche die hh. Petrus und Paulus vorstellen; die Gewänder der Heiligen sind mit gelben Glasscherben geflickt, so daß man recht lebhaft an die Armuth der Apostel erinnert wird. Auf den Seitenaltären befinden sich Statuen der allerseligsten Jungfrau und des hl. Antonius von Padua, zu welchem die Madrassen eine große Andacht haben. Außer einigen Stühlen für die East-Indier (europäischen Katholiken) besteht das ganze Meublement aus einem Betstuhl, der zugleich als Beichtstuhl dient. Der Fußboden ist mit einer großen Binsenmatte bedeckt. Eine kleine Zahl wichtiger Persönlichkeiten bringt zu ihrem persönlichen Gebrauche kleine Matten oder Stücke von Teppich mit. Während des Gebetes liegt man auf den Knieen, und während des Unterrichtes sitzt man auf den Fersen. Sie sehen, daß man hier wenig Luxus macht; bisweilen möchte man etwas mehr wünschen. An den Wochentagen wohnen in der Josephs-Kapelle durchschnittlich etwa dreißig Gläubige der heiligen Messe bei, an Sonntagen ist die Kapelle ganz angefüllt. Die Madrassis sagen ihre Gebete in ihrer Tamulsprache laut her nach Art des Psalmengesanges; die Bengalesen beten in ihrer eigenen Sprache, die sie mit einem näselnden Tone gleichsam buchstabiren. — Jede der beiden Abtheilungen

besitzt ihren eigenen Katechisten, welcher die Gebete anhebt. Nach beendigter Messe betet man den Rosenkranz oder einige Litaneien, und liest zum Schlusse einen Abschnitt aus irgend einem Erbauungsbuche. Unterdessen kommen die Mütter und bringen ihre kleinen Kinder herbei, um für sie den priesterlichen Segen zu erbitten; sie legen vielen Werth darauf, meine Stola oder mein Cingulum von den Händchen der Kleinen festhalten zu lassen. Nach der Lesung kommen dann die übrigen Gläubigen mit ihren verschiedenen Anliegen. Bald muß ich ein Kind zurechtweisen, welches gelogen hat oder seiner Mutter ungehorsam war, bald ist eine Zwistigkeit beizulegen u. s. w. Die Ermahnungen und besonders die Zurechtweisungen seitens des Priesters nimmt der Angeredete gemeiniglich auf den Knieen entgegen. Man hat sogar eine Art von Kirchenbußen, wie sie in den ersten Jahrhunderten üblich waren, mit dem größten Erfolge in den Gemeinden eingeführt. Alle Sonntage predige ich während der heiligen Messe zweimal, zuerst auf englisch und dann auf hindostanisch. Die Zahl der Communicirenden beträgt gewöhnlich in unserer Kapelle zwölf, und steigt bei der geringsten außergewöhnlichen Veranlassung auf fünfzig. Ist in der Kirche Alles besorgt, so mache ich mich täglich auf den Weg, um die Kranken zu besuchen.

„Nun will ich versuchen, Ihnen eine genauere Vorstellung von meinen Pfarrkindern zu geben. Die kleine Zahl der East-Indier, welche in der Nachbarschaft der Josephs-Kapelle wohnen und deßhalb dieselbe besuchen, lasse ich unbeachtet, weil sie eigentlich nicht zu meiner Heerde gehören.



Kathedrale von Port d'Espagne (Trinidad).

„Die Madrassis sind in der Mitte dieses Babylons leicht erkenntlich, ebensowohl durch ihren ganz eigenthümlichen Gesichtstypus, als durch ihre Tracht, insbesondere ihren Turban, welcher umfangreicher und zierlicher besorgt ist, als das bei unsern Indiern oder Muselmännern der Fall zu sein pflegt. Sie sind im Allgemeinen dunkler, aber auch fester und besser gebaut, als unsere verweichlichten Bengalesen. Sie haben einen Ruf als gute Dienstboten und finden bei den reichsten Engländern Anstellung als Khansamans (Tischdiener), Butlers (Schaffner), Bearers (Bedienten) u. s. w. Die erste traurige Folge dieser Verhältnisse ist, daß die armen Leute selten oder niemals Gelegenheit haben, in die Kirche zu kommen. Ferner werden sie nur zu leicht angesteckt durch das böse Beispiel ihrer Herrn sowohl, als auch der Heiden und Muselmänner, mit denen sie in beständigem Verkehr stehen. Endlich geht ihnen gänzlich das Familienleben ab. Oft geschieht es, daß der eben verheirathete Gatte nach Calcutta kommt, indem er seine kaum vierzehnjährige Gattin mit dem Versprechen in der Heimath läßt, er werde ihr bald das Geld schicken, um ihr die Reise ebendorthin zu ermöglichen; die traurigen Folgen sind leicht vorauszusehen. Und doch hat der Glaube bei diesen armen Leuten tiefe Wurzeln geschlagen. Leider hat der Indier selten die Charakterfestigkeit, welche sich bei den gut katholischen Europäern zeigt; auf ihn läßt sich ganz vorzüglich das Wort anwenden: „Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach." Diejenigen unserer Madrassis, welche „auf dem schlechten Wege" sind, wie sie sich selber aus-

drücken, fliehen nach Kräften die Gegenwart eines Priesters, nicht als wären sie im Bösen verstockt, sondern weil sie die Kraft des priesterlichen Wortes wohl kennen und sich nicht dem Kampf zwischen dem Gewissen und der Leidenschaft aussetzen wollen. Ist der Madrasse lüderlich geworden, so ist er wie ein böses Kind, welches sich aus Scham vor seiner Mutter verbirgt. Niemals wird er, wie der lüderliche Freigeist in Europa, ein verteufelter Nichtsnutz, der sich über Gott und seine heilige Kirche in Spott ergeht. Bringt irgend ein Zufall den unglücklichen Sünder in die Gegenwart des Priesters, so wird er gesenkten Hauptes, wohl gar auf den Knieen die Ermahnungen anhören und unter Thränen seine Fehler eingestehen, aber oft wird er sagen: „Vater, sprich nicht jetzt zu mir dieses Wort; ich kann ja nicht."

„Eine andere Quelle der Unordnung ist die Armuth; man hat kein Geld, um sich verheirathen zu können. Der Brauch will es nämlich, daß man bei der Hochzeit einen größern Kreis von Bekannten zu einem Festschmaus einlade; so zwar, daß Heirath und Festschmaus in der Idee dieser Leute unzertrennlich sind. Wenn nun Jene, die außerhalb der Familie leben, sehr oft sich in einem trostlosen Zustande befinden, so sind die Familien hingegen fast immer wahre Muster des christlichen Geistes. In jeder Familie hat man einen kleinen Hausaltar, vor welchem täglich die gemeinschaftlichen Gebete verrichtet werden; die Kinder werden sehr gut erzogen, man betet viel für die Verstorbenen, der Priester steht in hoher Achtung, und der Gottesdienst wird regelmäßig besucht.

„Bei den Madrassis findet man oft ein sehr großes Vertrauen auf die allerseligste Jungfrau. Jüngst rief mich eine arme Frau, ich möchte kommen und ihrem kranken Kinde den Segen geben. Ich fand den zwölfjährigen Knaben, der mir gewöhnlich die heilige Messe diente; er hatte einen Splitter im Auge. Nachdem ich ihn gesegnet, sagte ich der Mutter: „Euer Kind ist recht krank." „O mein Vater, ich habe dieses Kind, als es noch ganz klein war, der allerseligsten Jungfrau und dem Padri Sahib gegeben, seine sechs Brüderchen und Schwesterchen sind alle todt, aber dieses Eine habe ich der Mutter Gottes geschenkt, und es wird am Leben bleiben." Ein Kind dem Priester geben, heißt in der Redeweise dieser Leute soviel, als es zum Dienste des Altares bestimmen. Unter den übrigen Heiligen ist es, wie bereits bemerkt, der hl. Antonius, welcher ganz vorzüglich verehrt wird. Jeden Sonntag sehe ich in der Kirche vor dem Altar dieses Heiligen ein Mädchen von vier Jahren vom Kopf bis zu Fuß im braunen Franziskanerhabit; sogar Calotte und Capuze fehlen nicht. Es trägt diese Kleidung in Folge eines Gelübdes seiner Eltern zu Ehren des hl. Antonius.

„An der Seite der Kapelle liegt die Schule für die Madrassikinder. Als ich die Pfarre übernahm, fand ich daselbst zehn kleine Jungen unter der Leitung eines armen Greises, der selber kaum lesen und buchstabiren konnte. Ich stellte sogleich noch einen zweiten bessern Lehrer an und sofort stieg die Zahl der Schüler auf zwanzig bis dreißig. Für die Kosten muß ich natürlich aufkommen.

„Gegenwärtig habe ich mehrere Madrassen — theils Heiden, theils Protestanten — in Unterricht, um sie zur Aufnahme in die heilige Kirche vorzubereiten.

„Selbstverständlich sind die christlichen Bengalis in Calcutta weit zahlreicher als die Madrassis. Aber leider sind sie seit geraumer Zeit weit mehr vernachlässigt worden als Letztere, und dabei ist ihr Glaube ebenso wie ihre Sittlichkeit den größten Gefahren ausgesetzt. Es war den europäischen Missionären wegen Überhäufung mit anderen Arbeiten leider nicht möglich, die bengalesische Sprache zu lernen. Vor Allem müßte ich daher für diese armen Leute einige gute Katechisten haben; aber wo soll ich sie finden? und wenn ich sie fände, wie soll ich sie bezahlen? Ich habe sogleich für die Bengalis eine Schule eröffnet und in derselben ein Dutzend Kinder untergebracht. Zu diesem Zwecke sind drei kleine Hütten gemiethet worden; in einer derselben wohnt der Schullehrer. Um die Kinder in der Schule haben zu können, muß ich ihnen Reis kochen lassen zur Stillung ihres Hungers und von Zeit zu Zeit Stücke Leinwand zur Bekleidung schenken. Diese Schule verursacht in dieser Weise viele Auslagen, aber hoffentlich wird es gelingen, einige Kinder in derselben zu guten Katholiken heranzubilden. Außerdem gebe ich mir alle Mühe, um die katholischen Bengalis, welche in der ganzen Stadt, diesem großen Babylon, zerstreut leben, aufzusuchen. An Arbeit fehlt es wahrlich nicht; gebe der liebe Gott seinen Segen dazu."

Westindien.

Trinidad. Unsere Leser haben nicht vergessen, was wir ihnen bereits mehrmals über die segensreiche Mission der Dominikanerinnen unter den Aussätzigen zu Cocorita auf Trinidad erzählt haben; über ein anderes Werk des Seeleneifers, das jüngst auf dieser Insel begonnen wurde, werden uns mehrere Briefe mitgetheilt, die wir um so lieber unsern Lesern vorlegen, als der Übersender, ein Priester des Dominikanerordens, selbst einige Erläuterungen zum bessern Verständniß dieser seinem Orden anvertrauten Mission hinzugefügt hat. Wir geben daher gleich unserem Correspondenten das Wort.

„Nicht weit von dem Leprosenhaus von Cocorita" — schreibt er — „gleich am Eingang des Hindudorfes St. James, hat der hochw. P. Stephan Brosse, ein Dominikaner aus Lyon, seit einigen Jahren eine Schule für die Hindukinder errichtet. Die Dominikanerinnen von Cocorita leiten dieselbe und haben sie zur Blüthe gebracht; sie steht unter dem Schutze Unserer lieben Frau von Fourvières, deren Bild vor der Schule von einer schönen Säule herab die Arme den Heiden von St. James entgegenstreckt und ihre Kinder einladet, hier mit den nöthigen weltlichen Kenntnissen die Anfangsgründe des katholischen Glaubens zu erlernen. Wie oft habe ich selbst bei meiner Anwesenheit auf Trinidad diese guten Kinder mit ihren Nenäns (so nennen sie die Schwestern) um die Statue geschaart gesehen und sie den Rosenkranz auf Hindustan absingen hören.

Indessen glaubte P. Stephan, nachdem er mit unglaublicher Mühe ohne Lehrer die Sprache der armen Hindus erlernt hatte, sich nicht mit dem Apostolat unter den Kindern von St. James und den Aussätzigen von Cocorita begnügen zu sollen. Sein Seeleneifer dürstete nach größeren Eroberungen und so hat er denn seit einigen Monaten von seinen Obern die Erlaubniß erhalten, unter den zahlreichen Indiern im Innern der Insel seine Thätigkeit zu beginnen. Es wird Ihnen angenehm sein, wenn ich Ihnen für Ihre Leser die Briefe mittheile, welche P. Stephan an die Oberin von Cocorita über sein Apostolat geschrieben. Gestatten Sie mir nur einige Worte der Einleitung zu ihrer näheren Erläuterung.

Trinidad ist die südlichste Insel der kleinen Antillen und liegt am nächsten bei Süd-Amerika, gerade Venezuela gegenüber. Wie kömmt es, daß auf dieser Insel, die bis zum Jahre 1783 zu Spanien gehörte und mehrere tausend Meilen von Ostindien entfernt ist, ein ganzes Volk sich findet, das seine Heimath zwischen dem Indus und

dem Ganges hat? Die Indier, mit welchen wir es hier zu thun haben, sind keineswegs die Nachkommen jener Bevölkerung, welche Christoph Columbus bei seiner dritten Entdeckungsreise 1498 auf Trinidad vorfand. Diese damalige Bevölkerung ist von den Antillen fast ganz verschwunden. Man findet nur noch wenige Trümmer von ihr auf Trinidad und auch diese sind nicht mehr rein und unvermischt; sie haben die Sprache und Sitten ihrer Eroberer angenommen und sind mehr oder weniger Spanier geworden. Dagegen ist gegenwärtig Trinidad, wie die meisten der Antillen, zum Sammelplatz für fast alle menschliche Rassen geworden; Europäer, Asiaten und Afrikaner treffen hier zusammen mit den Eingeborenen des amerikanischen Continents, deren noch immer viele Tausende am Ufer des Orinoko, Trinidad gegenüber, im wilden Zustande leben.

Als die Spanier Trinidad colonisirten und große Zucker-, Baumwollen- und Cacaopflanzungen anlegten, führten sie als Arbeiter hier, wie auf Haiti, Cuba, Jamaika, Portorico u. s. w., Negersclaven ein. Als aber die Engländer Trinidad eroberten und im Jahre 1840 die Sclaverei abschafften, machten es hier auch die Neger wie überall; sie entzogen sich der harten Arbeit, zu welcher sie bisher angehalten worden waren. Ein Neger bedarf zum Unterhalt nicht viel; ein paar Bananen oder eine Handvoll Maniocmehl genügen ihm. Daher fehlte es denn bald an den nöthigen Arbeitern, und man kam auf den Gedanken, Chinesen aus Canton und Fokien [1] und Hindus aus Calcutta und Madras kommen zu lassen. Die erste Einführung von Hindu-Kulis fand im Mai 1845 statt. Bald bildete sich mit Genehmigung der Regierung eine Einwanderungs-Gesellschaft, welche die Einführung indischer Arbeiter zu ihrem Geschäftszweig machte, und seither kommen jährlich Tausende Hindus, Männer, Weiber und Kinder, hier an. Sie verdingen sich gegen einen bestimmten Lohn auf 5 Jahre und können nach Ablauf dieser Zeit entweder in ihre Heimath zurückkehren oder in der Colonie Regierungsländereien übernehmen. Die Meisten bleiben und sammeln sich in Dörfern, während ihre neuangekommenen Landsleute in den Pflanzungen arbeiten. Diese Hindus nun bewahren ihre Religion, ihre Sitten und sogar ihre nationale Kleidung; sie finden sich beinahe auf der ganzen Insel, aber vorzugsweise in der Gegend von Naparim, wo die größten Plantagen liegen. Sie bilden bereits ein ganzes Volk hier; unter der Totalbevölkerung der Insel von 115,000 Seelen ist etwa ein Drittel Hindu. Die Protestanten haben unter ihnen Missionsstationen und mit Hilfe der Regierung seit 1857 auch ein Waisenhaus für sie gegründet; unsere Patres eröffneten vor drei Jahren in Port d'Espagne, der Hauptstadt der Insel selbst, nahe bei der Kathedrale, ein katholisches Waisenhaus und haben nun auch die Mission unter den Erwachsenen begonnen. Über diese berichten die beiden folgenden Briefe des hochw. P. Brosse."

Trinidad (Mayo), 16. Februar 1875. „Sie verlangen von mir, meine lieben Schwestern, einige Nachrichten über den Anfang unserer Hindumission; Sie sollen die ersten erhalten, denn Niemand hat ein größeres Recht darauf als Sie, da Niemand sich für dieses schöne Werk mehr als Sie interessirt. Am 10. Februar reiste ich ab; die ersten beiden Tage durchzog ich mit dem Pfarrer von Montserrat diese schönen Hügel und Berge mit ihren Urwäldern, welche von den Kulis gelichtet werden sollen. Überall treffen wir auf zahlreiche Hindu; hauptsächlich sammeln sie sich im südlichen Theil des Ward (so nennt man hier einen urbar zu machenden Bezirk und Warden heißt dessen erster Beamter). Die Regierung theilt hier umsonst Landloose aus, und an Solchen, die deren begehren, fehlt es nicht. Dieser Tage besuchte ich einmal unsern ausgezeichneten Warden, Herrn d'Abbadie; es war des Morgens um 10 Uhr und schon hatte er an diesem Tage 12 Landloose vertheilt. Soviele Lose aber vertheilt werden, so viele Hindufamilien lassen sich nieder und soviele Theile des Urwaldes werden gelichtet und bebaut; das Land ändert sich von Tag zu Tag.

Am 13. Februar, dem Feste der hl. Catharina von Ricci, ließ ich mich mit dem kleinen Augustin in Mayo nieder; indessen wohnt hier nicht die Hauptmasse der Kulis; bis zu den Grenzen des Ward habe ich eine starke Stunde zu Pferde und auf dieser ganzen Strecke sind die Hindus zerstreut. Ich begann meine Thätigkeit zu Bontour und ich muß nur gleich sagen, daß man mein Hindustani trotz meiner französischen Aussprache ganz gut verstand. Kaum hatte ich das Dörfchen betreten, so treffe ich gleich eine Anzahl von Bekannten; es sind Zöglinge aus unserer Schule von Cocorita; Dank ihren schnellen Füßen und ihren geschmeidigen Zungen, bin ich gleich im ganzen Dorfe bekannt. Einige Tage vorher hatte ich einen Kuli, Namens Lon-phul (Goldblume), getroffen, der gleichsam Vorsteher dieses Dorfes war, und hatte ihm angekündet, daß ich am Sonntag zu ihm kommen werde. Bei meiner Ankunft fand ich denn auch schon etwa 20—30 Personen, Männer, Frauen und Kinder, versammelt. Ich sprach zu ihnen von Gott, von der Erschaffung der Welt, von Adam und Eva und begann dann, sie das „Ai Bap hamara" (Vater unser) zu lehren. Zum Schlusse der Stunde vertheilte ich unter sie einige Bonbons, bei deren Anblick alle Gesichter noch einmal so freundlich lächelten. Li-tscharan, einer unserer alten Schüler von Cocorita, an der Spitze der anderen Jünglinge, gab mir das Geleite bis zur benachbarten Höhe, wo mich Augustin mit meinem Pferde erwartete; die ganze Schaar sprang und lief um mich her, indem sie stets ihr Ai Bap hamara wiederholten.

Am folgenden Morgen besuchte ich das hübsche Thälchen von Guaracarito. Auf einmal ertönt mir aus der Mitte eines Orangen- und Bananengebüsches ein frisches „Bon jour, mon Père!" entgegen; es waren wiederum Zöglinge von Cocorita, Alice mit ihrer Schwester Rosalie, ihrem Bruder Friedrich und ihrem Vater Ram-schal. Überall verlangt man die Eröffnung einer Schule und Goldblume will mir das nöthige Grundstück dafür geben. Aber wo finde ich einen Lehrer?"

Trinidad (White-Land), 15. März 1875. „Gott scheint mit dem armen und demüthigen Anfang unserer kleinen Mission zufrieden zu sein. Die gute Stimmung der Kulis erhält sich und verbreitet sich immer weiter. Neulich traf ich auf der Straße eine große Menge von Männern und Frauen, die ich weiß nicht woher kamen und die in ihren schönen weißen Gewändern mit dem Turban um ihren ausdrucksvollen Kopf gar keinen üblen Eindruck machen. Sobald sie mich erblickten, strahlten ihre Gesichter vor Freude wie bei der Ankunft eines Freundes. „Bap, paon laschi" (Vater, wir liegen zu deinen Füßen), rief mir der Eine zu, und da ich schwieg, fuhr er fort: „Weißt du die Antwort nicht? Wenn man zu einem Brahminen sagt: „Paon laschi," antwortet er: „Doa" (Segen über dich). — „Wann werden wir die Kapelle und die Schule haben?" fragte ein Anderer. „Ich habe vier Kinder, zwei sind schon etwas größer; ich werde sie gleich in die Schule schicken und du kannst sie taufen." Ebenso hat Goldblume mir versprochen, sein einziges Töchterchen taufen zu lassen. Ein Dritter endlich sagte: „Vater, du hast dich neulich nicht bei mir aufgehalten; komme am Sonntag, um uns die Gebete zu lehren; ich werde Alles vorbereiten und die Leute versammeln." Ich versprach, seine Bitte zu erfüllen und fand wirklich am folgenden Sonntag bei ihm 15—20 Kulis, die mir aufmerksam zuhörten.

Die Hindus sind nicht die Einzigen, welche sich über die Eröffnung unserer Mission freuen, auch die ansässigen Europäer sind sehr zufrieden damit; der Vorsteher einer großen benachbarten Plantage, welche 700 Personen — unter ihnen 400 Hindus — beschäftigt, kam selbst, um mir seine Dienste anzubieten und mir alle möglichen Erleichterungen für den Verkehr mit seinen Untergebenen zu versprechen.

---

[1] Bereits im Jahre 1800 waren zum ersten Male hundert chinesische Männer und eine Frau von Macao nach Trinidad gekommen; aber erst 1853 kam eine zweite Colonie von etwa 1500 Personen aus Fokien und Canton, eine dritte im Jahre 1862. In jüngster Zeit sind andere nachgerückt, so daß etwa 3000 Chinesen jetzt auf Trinidad leben mögen. Sie sind thätig und fleißig und haben sich fast alle zu selbstständigen Kaufleuten oder Landbesitzern emporgearbeitet.

Am meisten hat mich aber die Freigebigkeit eines Creolen, des Herrn Legendre, erfreut, der mir ein Grundstück von 8 Morgen für die Kirche und Schule geschenkt hat. Ich muß gestehen, hätte ich noch so lange hier herumgesucht, so würde ich wohl kein Grundstück gefunden haben, das geeigneter gewesen wäre. Es liegt auf einem kleinen Hügel, in der Mitte der Kulibevölkerung und gerade am Kreuzungspunkte der beiden Wege, welche zu ihren Wohnungen führen. Von der Höhe dieses kleinen Hügels habe ich eine herrliche Aussicht: rechts und links bewaldete Berge, an denen sich die beiden Wege hinaufziehen, vor mir die weite Ebene von Savanna Grande und Naparim, fernhin in der entgegengesetzten Richtung der Berg, an welchem die Stadt San Fernando liegt. Neulich besuchte uns der Intendant der Kronländereien und auch er war über die Lage des für die Kapelle und die Schule bestimmten Platzes entzückt; noch mehr aber freute es ihn, als unsere kleinen ehemaligen Zöglinge heranstürmten und ihrer Freude über unsern Besuch freien Ausdruck verliehen. Gegenwärtig habe ich den Bau der Kapelle und Schule bereits begonnen; außer einigen Neophyten wollen auch viele Kulis ohne Lohn beim Baue helfen."

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

Utah heißt bekanntlich das Territorium, in welchem die Mormonen ihren Hauptsitz haben; auch hier ist jetzt der Katholicismus bereits eingedrungen, wie er denn von Tag zu Tag neue Fortschritte macht. Über die augenblickliche Lage der katholischen Kirche in Utah schreibt der hochw. Herr Lorenz Scanlon, der Delegat des hochw. Erzbischofs von San Franzisko und apostolischen Administrators von Utah:

„Das Territorium Utah hat eine Ausdehnung von 6500 (engl.) Quadratmeilen und eine Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen, von denen ungefähr ein Viertel die Hauptstadt Salt-Lake-City bewohnt; zunächst kommen dann die Städte Provo, Ogden, St. Georges, jede mit etwa 6—8000 Einwohnern.[1] Das Land ist fruchtbar und reich an Eisenerzen und Kohlen. Die Mormonen haben sich hier vor 27 Jahren niedergelassen und bilden den größten Theil der Bevölkerung; auch noch nach der Fertigstellung des großen Schienenweges vom Atlantischen zum Stillen Ocean, welcher das Territorium durchschneidet, und nach der Entdeckung der reichen Minen, welche viele Einwanderer anlockten, gehören noch immer sieben Achtel der Bevölkerung den Mormonen an.

Die ersten Katholiken, die sich in Utah niederließen, waren Soldaten der Vereinigten Staaten, die mit dem General Connor 1862 hierhin kamen. Diese kleine Heerde, die später durch Einwanderer etwas vermehrt wurde, steht seit 1870 unter der Jurisdiction des Erzbischofs von San Franzisko, dem man auch die Errichtung der ersten und bis jetzt einzigen katholischen Kirche im Territorium von Utah verdankt. Sie wurde im Jahre 1871 in der Hauptstadt selbst, mitten im Heerlager des Mormonenthums, eröffnet und der hl. Maria Magdalena geweiht. Obwohl die Zahl der Katholiken nur langsam wächst, so nimmt dafür der Eifer der Gläubigen um so mehr zu; an 8 Orten im Territorium wird regelmäßig einige Male im Jahre der Gottesdienst gefeiert und fleißig besucht. Es wären wenigstens vier Priester nöthig, um den Bedürfnissen der Mission zu genügen, und wir sind unser nur zwei; dann aber wären vor Allem katholische Schulen zu errichten. Was soll aus der katholischen Jugend werden, wenn sie keinen gehörigen Unterricht empfängt? Es muß ja auch der materialistische Geist, der Alles zu überwuchern droht, die Nachlässigkeit der Eltern in Bezug auf den Schulbesuch ihrer Kinder und der schädliche Einfluß der Regierungs- und Sektenschulen bekämpft werden. Wie soll das geschehen ohne Gründung von guten, echt katholischen Anstalten?"

Einem späteren Briefe des Msgr. Alamany, Erzbischofs von San Franzisko, entnehmen wir noch die Mittheilung, daß in nächster Zeit auch in Ogden eine Kirche eröffnet wird und daß eine fromme Dame soeben in dieser Stadt ein Grundstück geschenkt hat, um auf demselben eine von Schwestern geleitete Schule zu errichten. Demselben Briefe entnehmen wir folgende Statistik der Katholiken von Utah für den 1. Januar 1875:

	Einwohner	Katholiken
Salt-Lake-City	25000	160
Ogden	6000	50
Corinne	2000	30
Terrace	150	30
Bingham	1000	150
Ophir	2000	200
Alla	1500	100
Camp	500	100

Also in 8 Ortschaften unter 38,000 Einwohnern nur erst 820 Katholiken; im Jahre 1874 sind 15 Erwachsene getauft worden.

Miscellen.

Einnahmen der katholischen Missionsvereine. Unsere Leser haben aus den Berichten, die wir ihnen jetzt seit zwei Jahren aus den verschiedensten Theilen des so ausgedehnten katholischen Missionsfeldes vorgelegt haben, hinlänglich ersehen können, wie groß überall die Bedürfnisse sind. Von allen Seiten ertönt der Ruf nach einer Vermehrung der Arbeitskräfte, und, da eine solche ohne Vermehrung der materiellen Hilfsmittel absolut unmöglich ist, nach größeren Unterstützungen. Mit Dank gegen Gott müssen wir anerkennen, daß die katholische Liebe von den täglich wachsenden Bedürfnissen sich nicht besiegen läßt, sondern überall, mögen die Anforderungen auch noch so sehr sich steigern, wenigstens das Nothwendige zu liefern im Stande ist. Aus dem jüngst ausgegebenen Hefte des bedeutendsten katholischen Missionsvereines können wir denn auch zu unserer Freude constatiren, daß trotz der jetzt überall so bedrängten Lage der Kirche die Einnahme wieder gewachsen ist.

Die Einnahme des St. Xaveriusvereines betrug nämlich im Rechnungsjahr 1873—1874 *M.* 4,419,340, im soeben verflossenen Jahre 1874—1875 dagegen einschließlich der zu denselben gehörigen, aber erst nachträglich eingesandten Summen *M.* 4,440,788, so daß also eine Vermehrung der Einnahme um *M.* 21,448 zu verzeichnen ist.

An dieser Vermehrung der Einnahme hat auch Deutschland seinen Antheil und zwar einen nicht unbedeutenden; die deutschen Diöcesen haben nämlich ihre Beiträge von *M.* 375,073 im Jahre 1873—1874 auf *M.* 421,622 im Jahre 1874—1875, also um *M.* 46,549 erhöht. Der Kulturkampf hat also Gott sei Dank der Einnahme des Xaveriusvereines noch keinen Eintrag gethan; im Gegentheil hat ein Land, das vom Kulturkampf ganz verschont geblieben ist, eine ganz bedeutende Abnahme in seinen Einnahmen zu beklagen. Großbritannien ist von *M.* 235,730 auf *M.* 128,260 gefallen, also um *M.* 107,470, und von der eingenommenen Summe hat das arme Irland beinahe zwei Drittel, nämlich *M.* 73,318 geliefert. Um übrigens klar zu sehen, daß der Kulturkampf noch nicht geschadet hat, stellen wir hier die Einnahmen der deutschen Diöcesen in den letzten drei Jahren zusammen, und stellen

[1] Nach der Zählung von 1870 hatte Utah 86,786, Salt-Lake-City 12,854, Provo 2384, Ogden 3187 Einwohner. A. d. R.

daneben die Beiträge der nämlichen Diöcesen im Jahre 1869, d. h. in jenem Jahre, welches dem Ausbruch des Kulturkampfes gerade vorhergeht. Wir berücksichtigen indessen nur jene deutschen Diöcesen, welche ihre Einnahmen für die auswärtigen Missionen allein an den St. Xaveriusverein abliefern, dagegen nicht jene, welche (wie z. B. Freiburg) einen Theil an den St. Xaverius-, einen andern an den Ludwigsverein schicken.

	1872 Mark	1873 Mark	1874 Mark	1869 Mark
Cöln . . .	93227	77328	124050	93462
Münster . .	23228	28109	17352	14282
Paderborn .	17131	16208	17369	15921
Trier . . .	23380	23309	23589	24020
Breslau . .	9292	17712	20480	8880
Posen . .	17828	10513	9956	7272
Ermeland .	6640	6949	9049	4800
Culm . . .	408	233	170	156
Hildesheim .	1248	1377	1217	916
Osnabrück .	—	—	5320	4202
Limburg . .	821	345	1303	846
Fulda . . .	1639	2910	1834	1963
Rottenburg .	30767	29239	29026	24965
Vic. Sachsen	4712	3100	—	2304
Mainz . .	800	1542	941	436
Straßburg .	94499	86746	80848	81289
Metz . . .	55058	91582	62035	52217
	380678	367242	4045349	337931

Der Verein der heiligen Kindheit hat im verflossenen Jahre leider eine kleine Einbuße erlitten. Seine Einnahme betrug 1873 *M.* 1,533,852, dagegen 1874 nur mehr *M.* 1,497,569, also ein Minus von *M.* 36,283. Indessen ist Deutschland und speciell Preußen an dieser Mindereinnahme unschuldig; hat ja hier gerade der Kulturkampf auch eher genützt als geschadet. Während nämlich für 1873 auf Preußen eine Einnahme von *M.* 159,914 und auf ganz Deutschland (excl. Österreich) eine solche von *M.* 280,191 traf, wird für 1874 in Preußen eine Einnahme von *M.* 162,328 und für ganz Deutschland von *M.* 291,629 verzeichnet, somit darf Preußen einer Vermehrung von *M.* 2414 und ganz Deutschland einer solchen von *M.* 11,438 sich rühmen. Hoffentlich wird auch in Zukunft der Kulturkampf unsern Missionsvereinen zu immer größeren Einnahmen verhelfen!

Der deutsche römisch-katholische Centralverein der Vereinigten Staaten hat in seiner 20. General-Versammlung, welche vom 17. bis 19. Mai d. J. zu Cincinnati stattfand, eine gemeinschaftliche Verfassung für alle jene Vereine berathen und beschlossen, die mit ihm in Verbindung stehen. Wie streng derselbe an seinem katholischen Charakter festhält, ersieht man aus mehreren Paragraphen der neuen Statuten; so z. B. aus dem 2. Artikel, welcher über die Stellung des Vereines zur geistlichen Behörde handelt:

§ 1. Da dieser Verein ein katholischer Verein ist, so hat der zuständige Pfarrer von selbst die geistliche Leitung desselben.

Sollte ein Verein nicht einer bestimmten Pfarrei angeschlossen sein, weil er Mitglieder aus mehreren Pfarreien hat, so soll er sich an die oberste geistliche Behörde der Diöcese wenden, damit von dieser Seite ein geistlicher Leiter des Vereins ernannt werde, falls diese nicht selbst die geistliche Leitung übernimmt.

§ 3. Sollte ein Mitglied eines Vereines seine Pflichten als Katholik nicht erfüllen, etwa seine Ostern nicht halten, seine Kinder, falls es ihm möglich ist, nicht in eine katholische Schule schicken, sich dem Trunke ergeben oder sonstig öffentlichen Ärgernisses sich schuldig machen, und sollte unerwarteter Weise der Verein ein solches Mitglied nicht ausschließen, so soll der Pfarrer das Recht haben, auf Ausschließung anzutragen.

Ebenso klar tritt der katholische Charakter hervor in Artikel 3, welcher die nothwendigen Eigenschaften der aufzunehmenden Mitglieder aufzählt.

§ 1. Aktive Mitglieder dieses Vereins können nur Diejenigen werden, welche:

1. römisch-katholisch sind und ihren Pflichten als solche genügen;
2. keiner Gesellschaft oder Verbrüderung angehören, welche mit den Gesetzen und Einrichtungen der katholischen Kirche in Widerspruch stehen oder von der Kirche mißbilligt werden;
3. unbescholtenen Charakter haben;
4. ihre Kinder in eine katholische Schule schicken, falls es ihnen möglich ist.

§ 2. Sollte Jemand nach seiner Aufnahme in den Verein den obengenannten Bedingungen nicht entsprechen, so hat der Verein die Verpflichtung, ein solches Mitglied nach seinen Regeln auszuschließen.

Es freut uns nicht wenig, mittheilen zu können, daß die Delegaten von mehr als 300 Vereinen, welche über 40,000 deutsche Katholiken der Vereinigten Staaten als Mitglieder zählen, so entschieden katholischen Statuten ihre Zustimmung ertheilt haben. Halbheit taugt niemals etwas, heute aber ist sie noch weniger angebracht als je.

Für Missionszwecke.

		Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:		
Durch Kaplan Andres aus Kostenblut		21 —
Durch Pfarrverweser Fecberle		7 —
Von N. N.		4.85
Durch Pfarrer Hahn, Rott.		30 —
Von einigen Kindern Niederbühls zu Ehren der unbefleckt empfangenen Jungfrau		10.6
J. N. in Diedenhofen		10 —
Durch Pfarrer Stadlmaier, Mayen		51 —
Durch Pfarrer Beyer		20 —
Durch P. Ache in Lemberg		68.87
Für die Mission des P. Horner auf Sansibar:		
Von Joseph Wiekner	fl. 10.	17.14
Aus Deutschnofen durch Dr. Mitterrutzner in Brixen.	fl. 50 ö. W.	91.91
Für die Mission in China:		
Aus Neu-Franken, durch B. Herder, St. Louis.	Doll. 2.25.	7.75
Für das Waisenhaus in Bethlehem:		
Von N. N. in Frankfurt		9 —
Aus dem schlesischen Isergebirge		15 —
Für verschiedene Zwecke:		
Zur Verherrlichung Gottes in den Heidenländern		6 —
Von M. W. in Rieblingen		8.57
Von K. A. B. H.		9 —
Legat der † Franziska Natterer von Bolsternang . .	fl. 10.	17.14
Von J. G. in Troppau		24 —
Durch die Redaction des Anzeigers vom Ipf.	fl. 438. 14 kr.	751.25
Aus dem schlesischen Isergebirge		16.30
Aus Preußisch Oberschlesien		90 —
L. Aus dem bairischen Oberlande		85.71
Von C. A. G. durch Herder & Co., München	fl. 5.	8.57
Von B. W. „ „ „ „ .	fl. 3. 30 kr.	6 —
Aus Landshut „ „ „ „ . .	fl. 4.	6.86
Durch Pfarrer Diessenhofer	fl. 1. 36 kr.	2.74

Zu dem Posten in Nro. 4: Von P. in Aschaffenburg M. 85.71 wird bemerkt, daß der Geber dieselben für die Indischen Parias des P. Lignon bestimmt hat.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.